This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

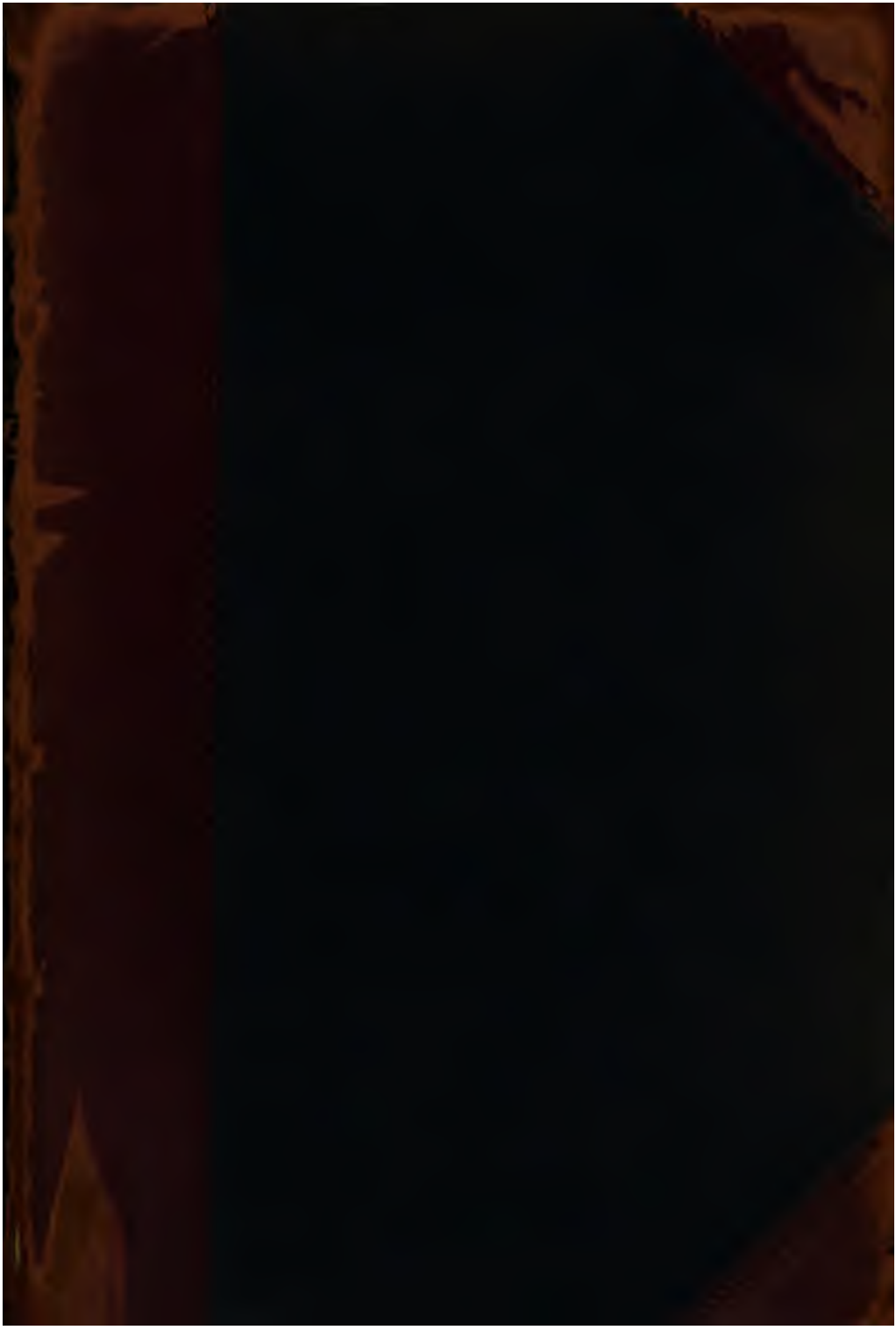
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`



600017484U

J. W. von Goethe.

J. C. Gottsched.

J. W. von Goethe.
J. C. Gottsched.

Zwei Biographieen

von

Michael Bernays.

(Aus der Allgemeinen Deutschen Biographie abgedruckt.)

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1880.

210. o. 323

Das Ueberſetzungsrecht bleibt vorbehalten.

Vorbemerkung.

Die nachſtehenden Biographieen J. W. von Goethe's und J. C. Gottſched's ſind in dem neunten Band der „Allgemeinen Deutſchen Biographie“*) enthalten. Auf unſer Erſuchen hat der Herr Verfaſſer geſtattet, dieſelben auch in einem Separatabdruck zu veröffentlichen.

Leipzig, im October 1879.

Die Verlagshandlung:

Duncker & Humblot.

*) Allgemeine Deutſche Biographie. Auf Veranlaſſung Seiner Majeſtät des Königs von Bayern herausgegeben durch die hiſtoriſche Commiſſion bei der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften. Erſter bis zehnter Band. Lex.-8. Leipzig, 1875—1879.

Inhalt.

Seite

J. W. von Goethe 1

J. C. Gottsched 117

Goethe.

Beim erſten Blick auf Goethe's Leben gewahrt man, wie ein außerordentliches Daſein durch die Gunſt der Verhältniſſe mächtig gefördert worden; bei tieferer Betrachtung dagegen wird offenbar, wie eng ſich hier Verdienſt und Glück verketten. Das Beſte, was dem Menſchen und Dichter durch das Glück verliehen zu ſein ſcheint, hat er in Wahrheit ſich ſelbſt errungen und durch beharrliche Thatkraft erſt zu ſeinem wirklichen Eigenthum gemacht. In autobiographiſchen Schriften, deren einige zu den Muſtern geſchichtlicher Darſtellung zählen, hat er mit großartiger Offenheit ſein innerſtes Sinnen und Wollen zum Ausdruck gebracht; wir wiſſen, wie er ſein Leben und Thun im Zuſammenhange mit den Beſtrebungen und Ereigniſſen ſeiner Zeit aufgefaßt ſehen wollte; um zur Erkenntniß dieſes Lebens zu gelangen, werden wir zunächſt ſeiner eigenen Auffaſſung deſſelben folgen müſſen.

Goethe's Voreltern auf väterlicher Seite waren in den unteren und mittleren Kreiſen des Bürgerthums heimiſch; die Familie der Mutter behauptete einen hohen Rang im

städtiſchen Leben Frankfurts, ohne dem eigentlichen Patriciat anzugehören. Friedrich Georg Goethe, der aus Artern in der Grafſchaft Mansfeld nach Frankfurt a./M. überſiedelte, war hier ſeit dem Jahre 1687 als Bürger und Schneidermeiſter anſäſſig; er hatte ſich 1705 in zweiter Ehe mit der gleichfalls verwittweten Beſitzerin des Gaſthauſes zum Weidenhofe, Cornelia Schellhorn, geb. Walther (1668—1754), vermählt, die ihm ein ſtattliches Vermögen zubrachte. Von den drei Kindern, die ſie ihm gebar, ſollte nur das jüngſte zu hohen Jahren kommen; es war Johann Caspar (1710—82). Dieſer ſtrebte mit Erfolg nach einer anſehnlicheren Lebensſtellung. Das Coburger Gymnaſium hatte ihn (ſeit 1725) für die Univerſität gründlich vorbereitet. Mit dem ſeiner Natur eigenen Ernſt gab er ſich in Leipzig dem juriſtiſchen Studium hin; ein Aufenthalt in Wetzlar machte ihn mit der Praxis des Reichskammergerichts bekannt; als er 1738 in Gießen die Würde des juriſtiſchen Doctors erwarb, konnte er mit einer, dem Frankfurter Senat gewidmeten, umfaſſenden Abhandlung hervortreten, die ſein reiches Wiſſen im Gebiete des römiſchen und deutſchen Rechtes auf das rühmlichſte bezeugt. („Electa de aditione Hereditatis ex jure Romano et Patrio illustrata". Giessae, Octobr. 1738. 178 S. 4°.) Auf einer Reiſe nach Italien (1740), deren ſorgfältige, in der Sprache jenes Landes verfaßte Beſchreibung ſich handſchriftlich erhalten hat, ſammelte er Anſchauungen und Eindrücke, die er ſein Leben hindurch liebevoll feſthielt. Sein Vermögen gewährte ihm Unabhängigkeit. Nur unter ungewöhnlichen Bedingungen wollte er in den amtlichen Dienſt ſeiner Vaterſtadt treten. Da dieſe nicht zugeſtanden wurden, verſchloß er ſich ſelbſt die amtliche Laufbahn. Von Karl VII. ließ er ſich (16. Mai 1742) den Titel eines „würklichen Raths Ihrer Röm. Kayſerl. Majeſtät"

verleihen. Sechs Jahre hernach ward er Schwiegersohn des Mannes, der an der Spitze des städtischen Gemeindewesens stand.

Johann Wolfgang Textor (1693—1771), der am 16. December 1727 in den Frankfurter Rath gewählt worden, hatte sich als Schöff und Bürgermeister schon vielfach hervorgethan, ehe er am 10. August 1747 mit dem Amte des Stadtschultheißen betraut ward. Als solcher gewann er einen immer steigenden Einfluß auf die Führung der städtischen Angelegenheiten. Er hatte gerade ein Jahr diese höchste Würde bekleidet, als er (20. August 1748) seine älteste Tochter Katharina Elisabeth (getauft 19. Februar 1731 — † 13. September 1808) dem kaiserlichen Rath Goethe zur Frau gab. Dieser führte die um mehr als zwanzig Jahre jüngere Gattin in das Haus am großen Hirschgraben (jetzt Nr. 23), das seit 1733 Eigenthum der Mutter war.

In diesem Hause ward dem ungleichen Paare am Donnerstag den 28. August 1749 „mit dem Schlag 12 Mittag", bei glückverheißendem Stande der Gestirne, der erste Sohn geboren, dem in der Taufe am folgenden Tage die Namen des Großvaters Johann Wolfgang beigelegt wurden. Nicht ohne Schwierigkeit war er zum Leben gekommen; es verging einige Zeit, ehe man seines Daseins völlig sicher war. Bis zum Juni 1760 folgten dann noch fünf Geschwister, von denen vier jedoch früh hinweggenommen wurden; seit dem Februar 1761 hatte der älteste Sohn nur noch die Schwester zur Seite, die im Alter ihm am nächsten stand, Cornelia Friederica Christiana (7. December 1750 — 8. Juni 1777). In glücklicher Gemeinschaft wuchsen die beiden nebeneinander auf; die kindlichen Gemüther stimmten zusammen, wenn auch das Wesen der Schwester wol schon frühe eine trübere Färbung zeigte.

Auf dies Geschwisterpaar richtete sich der ganze pädagogische Eifer des ernst gesinnten Vaters; zugleich aber erfuhr es auch die volle, thätige Liebe der Mutter.

Nur für kurze Zeit (im Sommer 1755) ward der Knabe einer öffentlichen Schule übergeben. Der Vater lenkte die Erziehung. Unter dessen Oberleitung erhielt er, zum Theil in Gesellschaft einiger Altersgenossen, eine Ausbildung, die vielseitig genug war und mehr ins Breite zu gehen, als in die Tiefe zu streben schien. Doch war es gerade diejenige, deren er bedurfte. Was sie vermissen ließ, konnte gerade er aus der Fülle des angeborenen Naturells ersetzen. Seinem lebhaften Geiste ward die mannichfaltigste Nahrung geboten; die bewegliche Anschauungskraft ward geübt, die verschiedensten Bilder zu erfassen und auszugestalten. Was uns von Studienheften aus den Knabenjahren erhalten ist, läßt neben strenger Sauberkeit der Arbeit zugleich die frische Zuversicht erkennen, mit welcher der kindliche Sinn die ihm dargereichten Stoffe zu ergreifen und gewandt zu formen weiß. Mit dem Lateinischen ward er behaglich vertraut; vom Griechischen eignete er sich so viel an, daß es ihm nie ganz fremd werden konnte und er in späteren Jahren wenigstens den Klang der hellenischen Dichtersprache unmittelbar zu vernehmen und in die Kunstformen jener Poesie, die ihn zu selbständiger Nachbildung lockte, einzudringen vermochte. Früh versenkte er sich mit Phantasie und Gemüth in die Bibel; die erregte wissenschaftliche Neugier trieb sogar zu einem Versuche, sich des Hebräischen zu bemeistern. Die neueren Sprachen, besonders die französische, wurden sorgfältig gepflegt. Das Gedächtniß nahm große Massen geschichtlichen Stoffes auf; eine nach allen Richtungen schweifende Lectüre gewährte bald flüchtigere, bald tiefere Einblicke in die verschiedenen Litteraturen und in die verschiedensten Wissensgebiete. Neben der Poesie, der

ſich die früh erwachte Neigung leidenſchaftlich zuwandte, blieb der Muſik, die doch nicht ganz verſäumt werden durfte, nur ein beſcheidenes Plätzchen; dagegen befeſtigte ſich früh, durch die Liebhaberei des Vaters unterſtützt, eine Neigung zur bildenden Kunſt: er zeichnete eifrig; im Verkehr mit den Malern, denen der Vater Beſchäftigung gab, ſchärfte er ſeinen Blick für Form und Farbe und für das Bezeichnende der Erſcheinungen; wenn er den Arbeiten dieſer mäßigen Künſtler zuſah, konnte er ihnen wenigſtens die Handwerksgriffe ablernen. Während ſo vielfache Anregungen dem Geiſte zu gute kamen, wurden die körperlichen Uebungen nicht hintangeſetzt. Mit heiterem Stolze konnte die Mutter auf die zu harmoniſcher Schönheit heranreifende Geſtalt des Sohnes blicken, der in Gang und Haltung das Bewußtſein perſönlicher Würde nicht verleugnete.

Schon früh, während der Vater den Umbau des Wohnhauſes leitete (1755), hatte der Knabe häufig Anlaß und Muße gefunden, die häusliche Beſchränkung mit dem Aufenthalt im Freien zu vertauſchen. Und trat er nun aus dem Haus- und Familienbezirk in die Straßen der Vaterſtadt, die ſich allmählich aus der mittelalterlichen Enge herausgearbeitet hatte, beſchaute er das feſtliche und werktägliche Treiben, das ſich dort entfaltete, ſo mußte er neben den eigenartigen Zuſtänden der Gegenwart überall die Spuren einer noch nicht gänzlich abgeſchloſſenen Vergangenheit gewahr werden. Das reichsſtädtiſche Frankfurt durfte ſich als Wahl- und Krönungsſtadt eines beſonders ehrenvollen Verhältniſſes zum Reiche und deſſen Oberhaupte rühmen. Für Goethe, den Enkel des erſten ſtädtiſchen Beamten, ward dies Verhältniß in unmittelbarer Nähe lebendig. Auf die natürlichſte Weiſe ward der Sinn in frühere Jahrhunderte zurückgeführt, deren greifbare Zeugen den künftigen Dichter des Götz um-

gaben. Gebäude, Denkmäler und Gebräuche mahnten an entſcheidende Momente der deutſchen Geſchichte, an des Reiches Herrlichkeit und Verfall; ſo ward ihm der Begriff von der Würde des Geweſenen und zugleich von dem unaufhaltſamen Hinſchwinden aller irdiſchen Zuſtände eingeprägt. Was er ſah, wuchs zuſammen mit dem, was er lernte. Verlangte er nach genaueſter Belehrung über einzelne Punkte, ſo konnten die hiſtoriſch und juriſtiſch gebildeten Männer Frankfurts — unter ihnen ſei hier nur Olenſchlager genannt —, deren Schriften er ſtudirte oder deren Umgang er genoß, ſeine Wißbegier vollauf befriedigen.

Wenn der Anblick der Vaterſtadt den geſchichtlichen Sinn nähren mußte, ſo ward Blick und Gemüth doch auch früh zur Natur hingezogen. Anhaltend konnte er ſich in die Betrachtung ihrer Erſcheinungen verſenken, ſie gab ihm heitere und wehmüthige Stimmungen; er lernte ſie früh liebgewinnen, welches Antlitz ſie ihm auch zeigen mochte; noch gegen den Schluß ſeines Lebens gedachte er des ſehnſüchtigen Gefühls, mit dem er oft bei niederſinkender Dämmerung dem langſam abglimmenden Sonnenlichte nachgeblickt.

Große Weltereigniſſe berührten ihn früh und tief. Die erſten Knabenjahre fielen in eine beglückende Friedenszeit, aus deren Genuß man durch die Kunde vom Erdbeben zu Liſſabon (1. November 1755) aufgeſchreckt ward. Ein Schauer des Entſetzens breitete ſich über das gebildete Europa. Philoſophie und Religion ſuchten ſich, jede auf ihre Weiſe, der verheerenden Naturbegebenheit zu bemächtigen, die bald zur Befeſtigung, bald zur Bekämpfung des Glaubens an einen allweiſen und allgütigen Gott dienen ſollte. Was der Knabe, zum Theil in übertreibenden Schilderungen, von den Einzelheiten der Verwüſtung erfuhr, drang mit erſchütternder

Kraft in ſeine Phantaſie und ſtürzte ihn in quälende Zweifel. Dieſen Ausbruch der zerſtörenden Naturkräfte wollten manche hernach als ein Vorzeichen des ſiebenjährigen Krieges deuten, der auch alsbald die Goethe'ſche Familie in zwei Parteien ſpaltete. Der Stadtſchultheiß bewahrte dem Kaiſerhauſe ſeine Anhänglichkeit und begünſtigte die Franzoſen; die Wünſche ſeines Schwiegerſohnes wandten ſich nach der entgegengeſetzten Seite, und der Enkel Wolfgang widmete ſeinen ganzen kindlichen Enthuſiasmus dem Helden des Jahrhunderts, deſſen Einwirkung auf das deutſche Geiſtesleben und die vaterländiſche Litteratur er in ſpäteren Jahren richtiger als die meiſten Zeitgenoſſen begreifen und darſtellen ſollte. Dieſe preußiſche oder vielmehr fritziſche Geſinnung hinderte ihn jedoch nicht, ſich mit den Feinden des Königs, den Franzoſen, freundlich einzulaſſen, nachdem dieſe (Januar 1759) Frankfurt beſetzt hatten. Zum lebhaften Mißvergnügen des Vaters erhielt der Königslieutenant, Graf Thorane, ſein Quartier im Goethe'ſchen Hauſe, das eben durch einen ſolchen Inſaſſen zugleich geehrt und beſchützt ward. Der ſüdfranzöſiſche ernſt geſtimmte Herr, der hier und da einen Zug von Schwermuth durchblicken ließ, benahm ſich im Hauſe meiſt wohlwollend und wich in ſeinem Amte nur ſelten vom Pfade der ſtrengſten Gerechtigkeit. Gleich dem Rath Goethe war er Liebhaber der Malerei und gab den Künſtlern in und um Frankfurt umfaſſende und lohnende Aufträge. Das Weſen Wolfgangs ſcheint ſein Wohlgefallen erregt zu haben. Der Vater jedoch wollte nun einmal ſich zu keiner freundlichen Annäherung an den, wenn auch perſönlich achtungswerthen, Vertreter der gehaßten Feinde bequemen; und manchmal ward ein heftiger Zuſammenſtoß unvermeidlich, deſſen Folgen für den Hausherrn bedrohlich werden konnten, aber glücklich, wenn auch nicht ohne Mühe, abgewandt wurden. Den Tag,

an dem der widerwillig gehegte Gaſt endlich nach mehr als zweijährigem Aufenthalte das Haus am Hirſchgraben verließ, begrüßte der Vater als einen Tag der Befreiung. Der Sohn würde die feindliche Nähe wol gern noch länger geduldet haben.

Denn ihm hatte ſich in dieſer Zeit ein neues, heiter bewegtes Leben aufgethan. Er war nicht unzufrieden darüber, daß der regelrechte Gang der häuslichen Ordnung vielfach unterbrochen ward; er genoß der ihm gegönnten freieren Bewegung; er hielt ſich gern in der Nähe des Grafen, wo ihm manche neue Dinge zu Geſichte kamen; ihn ergötzte das Treiben, das durch die Gegenwart der lebendigen und belebenden fremdländiſchen Gäſte hervorgerufen ward. Ihr liebenswürdiger Leichtſinn, die gefällige Sicherheit ihres geſellſchaftlichen Betragens mußten ihn anziehen; aber er durfte auch ihre gefährlichen Schwächen nicht überſehen, die ſie gerade im Kampfe gegen den großen König ſo deutlich zu ihrer eigenen Schmach offenbarten. Unerſchüttert blieb ſeine Bewunderung für Friedrich, deſſen Thaten als Sinnbild und Anzeichen der wieder erwachenden deutſchen Kraft gelten konnten. So darf man wol ſagen, daß auch Goethe ſich unter den mittelbaren Einwirkungen des ſiebenjährigen Krieges heranbildete.

In mannigfachem Sinne folgenreich für ſeine geiſtige Entwicklung und ſein künſtleriſches Thun ward die jetzt geſtiftete Bekanntſchaft mit dem franzöſiſchen Theater. Durch die Anweſenheit der Fremden war es ihm gleichſam vor's Auge gerückt. Schauend und leſend ſtudirte er ſich in die Meiſterwerke der Bühne hinein, die damals noch als geſetzgebendes Vorbild für die Bühnen Europa's, und insbeſondere für die deutſche, faſt unbeſtritten anerkannt war. Durch die Theorien der Kunſtlehrer, durch die Anſichten der theoreti-

ſtrenden Künſtler arbeitete er ſich mit löblichem Eifer hindurch; die Formen, die im Drama der Franzoſen zu despotiſcher Geltung gelangt waren, erſchienen ihm bald ſo geläufig, daß er ſich zu ihrer Nachahmung geſchickt und aufgelegt fühlte. Trat er ſo in geiſtigen Verkehr mit den Dramatikern, ſo blieb der perſönliche mit den Schauſpielern und ihrem Anhange nicht aus. Was er hinter den Couliſſen ſah, war für ein ſo jugendliches Auge kaum geeignet. Aber er, dem das vielgeſtaltige Leben nach allen Seiten hin ſich erſchließen ſollte, mochte auch in dieſen bedenklichen Perſonen ſeine früh geſammelten Erfahrungen bereichern. War er ja doch berufen, alles, was er jetzt und ſpäter mit flüchtigem Blick ſtreifte oder im innerſten Weſen erfaßte, in irgend einer Form einmal künſtleriſch zu verwerthen!

In dies „Allerlei des Lebens und Lernens" brachte der ſtrenge Ordnungsſinn des Vaters, wenn auch nicht inneren Zuſammenhang — denn dieſer ergab ſich von ſelbſt im Geiſte des werdenden Dichters — ſo doch wenigſtens den Schein einer methodiſchen Verknüpfung. Wenn die Neigungen des Sohnes frei umherzuſchweifen ſchienen und er demgemäß auch einen allzuraſchen Wechſel in ſeinen Studien und Beſchäftigungen liebte, ſo drang der Vater auf Stetigkeit und folgerechte Behandlung eines jeden Gegenſtandes. Alles zweckloſe und willkürliche Ergreifen und Fahrenlaſſen war ihm verhaßt: nichts ſollte aus dem Stegreif unternommen, alles vielmehr mit Bedacht bis zu einem gewiſſen Ziele fortgeführt werden. Er ſorgte dafür, daß die genialiſchen Faſſungskräfte des Sohnes zuſammengehalten wurden und dann leichter in eine beſtimmte Richtung einlenken konnten; er übte ihn früh in der Tugend der Beharrlichkeit, die Goethe dereinſt im Leben, Schaffen und Forſchen ſo großartig bewähren ſollte. Das leicht verdüſterte, der unbefangenen Lebensfreude faſt

verſchloſſene Gemüth der Tochter Cornelia ſcheint unter dem pädagogiſchen Verfahren des Vaters, das ſich ihr gegenüber manchmal bis zu anſcheinender Härte ſteigern konnte, allerdings peinlich gelitten zu haben. Auf den Sohn jedoch hat er nur regelnd und beſtimmend, niemals eigentlich hemmend gewirkt.

Und mochte der Vater auch einmal das Erziehungswerk, das er ſo ernſt nahm, gar zu hart angreifen, der Sohn aber die auferlegte Beſchränkung als allzu läſtig empfinden, ſo war die Mutter mit ihrer ſtets kräftigen Liebe zum Mildern und Ausgleichen, wol auch zum Vertuſchen, bereit. Sie, die Jugendliche, ſtand zwiſchen Vater und Sohn als naturgemäße Vermittlerin. Dem erſteren war ſie in Treue zugethan; ſie fügte ſich in ſeine Sinnesart, ohne ſich die ihrige verkümmern zu laſſen. Mit dem letzteren aber, den ſie lebenslang in ihres Herzens Herzen trug, war und blieb ſie unverbrüchlich eins. Hatte Goethe dem Vater die Ausbildung werthvoller Eigenſchaften zu verdanken, ſo war er der Mutter verpflichtet für die köſtliche Friſche und Geſundheit, die von ihrem Weſen auf das ſeinige übergegangen waren. Als ſpäter „ein großer Theil ſeines Ruhmes und Rufes auf ſie zurückfiel", ließ ſie ſich von „Profeſſoren" und anderen Menſchenkindern wol gern als Goethe's Mutter anſtaunen; es ſchmeichelte ihr, wenn ihr fürſtliche und bürgerliche Freunde zu verſtehen gaben, man ſähe ihr an, daß Goethe ihr Sohn ſei; und gewiß lächelte ſie befriedigt, als der Bruder der Königin Luiſe ſie als die Frau bezeichnete, von der es ihn nie gewundert habe, daß ſie uns Goethe gebar. Aber zu keiner Zeit ließ ſie ſich zu dem Wahn verleiten, ſie habe „auch nur das Allermindeſte beigetragen zu dem, was ihn zum großen Manne und Dichter gemacht". Ward eine ſolche Andeutung ihr gegenüber gewagt, ſo verſicherte ſie in un-

verfälſchter Demuth und mit dem ganzen Nachdruck ihrer kernhaften, aus dem Bibelworte genährten Beredtſamkeit, ſie wiſſe wohl, wem das Lob und der Dank gebühre; denn ſchon bei der Bildung des Sohnes im Mutterleibe ſei alles im Keim in ihn gelegt worden; dazu habe ſie wahrlich nichts gethan; ſie gebe Gott die Ehre, wie das recht und billig ſei. Ihr glücklich auffaſſender Humor blieb ſich immer gleich, und unter allen Umſtänden bewahrte ſie ihre geſunde Einfachheit, ihre kraftvolle Naivetät; in derſelben ſchicklichen und herzlichen Weiſe verkehrte ſie mit fremden Fürſtlichkeiten und mit den längſt bekannten Stadtgenoſſen. Nur dann etwa konnte ſie die ſonſt unveräußerliche heitere Faſſung einbüßen, wenn hochberühmte litterariſche Damen ihr nachſtellten. Wie befreit athmete ſie auf, als Frau v. Stael, die bei ihrer Durchmuſterung Deutſchlands auch in Frankfurt verweilte (1803), wieder aus ihrem Geſichtskreis gewichen war; ſie fühlte ſich von ihr gedrückt, klagte ſie dem Sohne, als wenn ſie einen Mühlſtein am Hals hangen hätte. „Was will die Frau mit mir??“ fügte ſie hinzu, „ich habe in meinem Leben kein ABC-Buch geſchrieben und auch in Zukunft wird mich mein Genius davor bewahren.“ —

Auf ihrer vielſeitigen Empfänglichkeit beruhte ihre Bildung, die es ihr möglich machte, mit ihrem Sohne in lebendigem Einverſtändniß zu bleiben. Sie erfaßte ihn, auch wenn ſie nicht eigentlich ihn verſtehen konnte. Wie hätte ſie, gleich anderen, an ſeinem Thun je irre werden oder ſeine Abſichten anzweifeln ſollen? Sie richtete den liebevollen Blick ſtets auf das Ganze ſeiner Perſönlichkeit; dort fand ſie die Berechtigung für das Einzelne ſeines Thuns und Verfahrens. Es ward ihr leicht, jeder urſprünglichen Kraft ihr Recht zu geben; denn in ihrem eigenen Weſen war Einfachheit mit Originalität innig gepaart. Dieſe leuchtet aus

allem hervor, was wir unmittelbar oder mittelbar von ihr vernehmen. In jedem ihrer Worte ſtellt ſie ſich leibhaftig vor uns hin. Ob ſie an Mitglieder des weimariſchen Hofes ſchreibt oder an ihre lieben Enkelein, an Goethe's Zögling, Fritz von Stein, oder an den Schauſpieler Unzelmann, — ob ſie dem Sohne für den Genuß einer neuen Dichtung dankt, oder ihn warnt, in ſeinen Schriften ſich der „menſchenfeindlichen" lateiniſchen Lettern zu bedienen, weil durch dieſe die Niedern und Geringen, die an dem Gute der Bildung doch auch ihren Antheil haben ſollen, nothwendig abgeſchreckt werden — in jedem Briefe muß ſich ihre Eigenart, die mit keiner anderen zu verwechſeln iſt, unwillkürlich und unverkennbar abdrücken. Von ihrer Correſpondenz mit Goethe kennen wir bis jetzt nur ſpärliche, aber koſtbare Bruchſtücke. Vollſtändig mitgetheilt, würde ſie die vieljährigen mannigfaltigen Beziehungen zwiſchen Mutter und Sohn bis ins Einzelſte beleuchten, aber wol ſchwerlich das Charakterbild der erſteren um weſentliche Züge bereichern.

Während eines langen Lebens — das Glück einer ungewöhnlichen Lebensdauer erbte Goethe von ſeinen Voreltern — bewahrte die Mutter mit zäher Kraft unverändert jene Grundzüge ihres Weſens. Noch die Sechsundſiebenzigjährige rühmt von ſich: „ich ſuche keine Dornen, haſche die kleinen Freuden, ſind die Thüren niedrig, ſo bücke ich mich, kann ich den Stein aus dem Wege thun, ſo thue ich's — iſt er zu ſchwer, ſo gehe ich um ihn herum, und ſo finde ich alle Tage etwas, das mich freuet". Für jeden Abſchnitt ihres Lebens gilt dieſe Selbſtſchilderung. Aber die Friſche der jugendlichen Lebensfreude, die Energie dieſer Heiterkeit entſprang aus der Energie ihres religiöſen Gefühls; „der Schlußſtein", — ruft ſie aus, „der Glaube an Gott! der macht mein Herz froh und mein Angeſicht fröhlich". Die Fröhlichkeit, die ſie in ſich

hegte und um ſich verbreitete, vertrug ſich daher gar wohl mit den zarteren und zarteſten Regungen eines religiös geſtimmten Seelenlebens; ſie fühlte ſich nicht fremd im Kreiſe der Stillen und Frommen, und eine Klettenberg war ihre Freundin. Ihre Briefe an Lavater beweiſen, daß ſie auch dem ſchwärmeriſchen Gefühlsleben einer Zeit, welcher Werther entſtammte, nicht ganz unzugänglich blieb. Aber jeder krankhaften Ueberſpannung war ſie feind; ihr heller Verſtandesblick ließ ſich nicht trüben; der Einklang zwiſchen Kopf und Herz blieb ungeſtört. So ſteht ſie vor uns, das Muſterbild einer deutſchen Frau, zugleich das Muſterbild einer Dichtermutter.

Denn zu ihren übrigen Geiſtes- und Gemüthsanlagen war ihr eine Darſtellungsgabe verliehen, deren Ausbildung durch eine rege, lebendig vergegenwärtigende Phantaſie gefördert ward. Bis ins hohe Alter blieb ihr auch dieſe Fähigkeit ungeſchmälert; ſie erfreute ſich derſelben, im Bewußtſein, andere damit zu erfreuen. Noch ein Jahr vor ihrem Tode bekennt ſie mit fröhlichem Selbſtbehagen: „dieſe Gabe, die ihr Gott gegeben, ſei eine lebendige Darſtellung aller Dinge, die in ihr Wiſſen einſchlagen, Großes und Kleines, Wahrheit und Mährchen“; und man glaubt ihr gern, wenn ſie hinzuſetzt: „Sowie ich in einen Cirkel komme, wird alles heiter und froh, weil ich erzähle“. Niemals aber mögen ihre Erzählungen ſo belebend und eindrucksvoll geklungen haben, wie in jenen Zeiten, da der Sohn, als heranwachſender Knabe, ihnen lauſchte. Indem ſie ihn in das Märchenreich einführte, ward ſie ſelbſt mit ihm wieder jung; er aber konnte ihr nicht lange müßig zuhören. Aus ſeiner erregten Einbildungskraft ſtieg eine ſelbſtgeſchaffene Märchenwelt hervor. Wie er ſeine Perſon und ſeine eigenen Zuſtände mit derſelben verknüpfte, das lehrt uns das Muſterſtück dieſer

jugendlichen Märchenpoeſie, welches, freilich von ſpäterer Künſtlerhand geformt, im zweiten Buche von Dichtung und Wahrheit uns aufbehalten iſt.

Was er von einheimiſcher und fremdländiſcher Poeſie kennen lernte, reizte ſeinen Nachahmungstrieb. Er eignete ſich die Formen an, wie ſie ihm vorlagen; im Ergreifen des Stoffes aber bewährte er ſchon ein gewiſſes Maß von Selbſtändigkeit. Er ſuchte ihn nicht in der Weite; er fand ihn in ſeinem eigenen Leben, in den Verhältniſſen, die ihn berührten. Mit wachſender Leichtigkeit übte er die Gelegenheitsdichtung; mußte dieſe auch, nach der Weiſe der Zeit, manchmal ins Platte ſinken, ſo richtete ſie doch ſeine Beobachtung auf das Wirkliche und lehrte ihn die Nothwendigkeit, dieſem eine poetiſche Geſtalt zu geben. Durch die Hand eines gewandten Schreibers, dem er dictirte, konnte er alles, was ſich im Geiſte regte, auf dem Papiere feſthalten, und ſo ging die frühe Autorſchaft ſehr ins Breite. Alles, was er trieb, diente dazu, ihren Umfang zu erweitern. Er konnte fremde Sprachen nicht erlernen, ohne ſich auch ſchriftſtelleriſch in ihnen zu verſuchen; und aus ſolchen Uebungen erwuchs ſogar ein ſiebenſprachiger Roman in Briefen.

Der Vater gönnte dieſen dichteriſchen Beſtrebungen ſeinen gemeſſen aufmunternden Beifall. Doch ſah er es nicht gern, wenn der jugendliche Poet den Kreis der längſt anerkannten Formen verließ; und eine Poeſie, die ſich des Reims entſchlug, hatte er mit ſeinem Banne belegt. Seine Bibliothek zeigte in erleſenen Exemplaren die Werke von Canitz, Beſſer, Neukirch und allen Denen, welche durch ſchwächliche oder widerliche Nachahmung der großen franzöſiſchen Vorbilder aus dem Zeitalter Ludwigs XIV. die deutſche Dichtung hatten reinigen wollen; ihnen mochten ſich Männer wie Brockes, Hagedorn, Drollinger und Haller zugeſellen. An dieſen Muſtern

ſollte der Sohn ſich ſchulen; und einige derſelben konnten ihn zu äußerer Formenſtrenge und Säuberlichkeit, andere zu gedrängter Energie des Ausdrucks anleiten. In den meiſten dieſer Dichtungen jedoch lernte er mehr leſen als daß er ſie las; ahmte er ſie nach, ſo mußte er ſich an der Oberfläche halten. Beſonders die gewandten und gehaltleeren Hofdichter konnten ihm nichts außer ihrer glatten Technik bieten. Bis in die ſpäteſte Zeit blieb ihm die peinliche Erinnerung an den Druck, mit welchem einſt jene Autoritäten einer ſchon im Abſcheiden begriffenen Periode auf ihm gelaſtet. Auch hier erſchien Klopſtock als Förderer eines neuen Lebens, als Offenbarer einer neuen Welt. Sein Gedicht, deſſen ungewohnte Versart dem Vater Anſtoß geben mußte, fand nur verſtohlen Eingang in den Goethe'ſchen Familienkreis und brachte auf die Geſchwiſter bald um ſo unwiderſtehlichere Wirkungen hervor, die auch nicht lange im Verborgenen blieben. In der wunderſam gehobenen Darſtellung war der längſt bekannte bibliſche Stoff wie friſch verklärt, und wenn die heiligen Perſonen wie mit einer neuen Glorie bekleidet wurden, ſo ſchienen ſie ſich doch der menſchlichen Empfindung vertraulicher anzunähern. Eine Art von Nachbildung ward verſucht; die Geſchichte Joſephs ward zu einer umſtändlichen bibliſchen Epopöe verarbeitet, welcher der Dichter allerdings das bequeme proſaiſche Gewand umwarf. Mit gleicher Bequemlichkeit wurde das reimloſe anakreontiſche Getändel nachgeahmt, das Gleim ſeit der Mitte der vierziger Jahre angeſtimmt hatte. Aber auch der Ton der kirchlichen Ode blieb ihm geläufig und er wußte die ſtarre proteſtantiſche Dogmatik poetiſch zu verwerthen; in dem früheſten der uns erhaltenen Gedichte ſchildert er (1765) die Höllenfahrt Chriſti in volltönig gereimten Strophen, die, mit dem herkömmlichen Bildervorrath ausgeſtattet, unter den ähnlichen

Leiſtungen Cramer's und J. A. Schlegel's einen Ehrenplatz verdient hätten.

Die Luſt am Theater war ſchon früh durch ein von der Großmutter geſchenktes Puppenſpiel geweckt worden; ſpäter hatte er die franzöſiſchen Muſter und die ihnen folgenden deutſchen Stücke nicht nur durch anhaltendes Studium, ſondern auch durch ſeine Mitwirkung bei gelegentlichen Privataufführungen von allen Seiten kennen gelernt. Er fühlte ſich ſelbſt zu mannichfachen dramatiſchen Verſuchen gedrängt, denen die franzöſiſche Form als die geſetzmäßige zum Grunde lag. Doch ward die Alleinherrſchaft des gereimten Alexandriners allmählich gebrochen, indem der reimloſe Fünffüßler, der von den Engländern herüberkam und den auch Klopſtock begünſtigte, ſich nach und nach Geltung verſchaffte.

Während er ſo, von Kritik unberührt, ſich in der Handhabung der verſchiedenſten künſtleriſchen Formen übte und ſeinen Bildungsgang fortſetzte, drängten ſich ihm peinliche Lebenserfahrungen auf, die den jugendlichen Sinn trüben oder zu bedenklicher Frühreife führen mußten. Er gewahrte manches im Inneren der Familien, ſowie im amtlichen und bürgerlichen Treiben, was ihm beſſer damals noch verhüllt geblieben wäre. Da ihm mit den Jahren eine größere Freiheit der Bewegung verſtattet ward, ſo gerieth er, und zwar auf Anlaß ſeines poetiſchen Talents, in allzu nahe Berührung mit einigen leichtlebigen Geſellen, die vor allerlei ungeſetzlichem Beginnen nicht zurückſcheuten, an dem er ſelbſt freilich keinen Theil hatte. Feſtgehalten ward er eine Zeit lang in dieſem Kreiſe durch die reine, unverdorbene Neigung zu einem Mädchen, das in ſolcher Umgebung wie ein Wunder an Schönheit und Sitte daſtand und, wenn wir der ſpäteren Erzählung trauen dürfen, ihn ſogar mit ſchweſterlicher Freundlichkeit vor dem lockeren Umgang warnte. Ihr wid-

mete der Jüngling mit voller Hingebung Alles, was sich von aufkeimender Empfindung in ihm regte, und er wußte sich vor leidenschaftlicher Pein nicht zu fassen, als er sich von Gretchen für immer geschieden sah.

Die schmerzliche Katastrophe, welche diese erste Liebesneigung abschloß, traf mit einer wichtigen Staatsbegebenheit zusammen, die das Interesse jedes Deutschen mächtig an sich zog und auch Goethe nicht gleichgültig ließ: Joseph II. ward gewählt und gekrönt. Auch bei dieser Gelegenheit blickte der Jüngling in das verworrene Getriebe des deutschen Reichswesens. Die Verhandlungen, welche der Wahl voraufgingen, wurden, nicht ohne patriotisches Mißbehagen, genau studirt, die halb symbolischen Feierlichkeiten, die sich an jeden Abschnitt der prunkvollen Staatshandlung knüpften, mit gründlicher Aufmerksamkeit verfolgt. Der 3. April 1764 war der Krönungstag, und „das durch so viele Pergamente, Papiere und Bücher beinah verschüttete deutsche Reich" trat ihm auf dem Boden seiner Vaterstadt noch einmal in leibhaftiger Majestät entgegen.

Nicht lange mehr sollte die Vaterstadt ihn fesseln. Der Rath Goethe hatte den Studiengang, den er selbst durchlaufen, für den Sohn festgesetzt; er hatte ihm schon mancherlei juristisches Wissen beigebracht und hoffte ihn einst, mit schönen Kenntnissen und Fertigkeiten aller Art ausgerüstet, in ansehnlichen Aemtern zum Wohl der Mitbürger und zu eigener Ehre thätig zu sehen. Anderen Gedanken und Wünschen war der Sohn hingegeben. Blickte er in die Zukunft, so sah er sich wol am liebsten im Schmucke des Lorbeerkranzes, „der den Dichter zu zieren geflochten ist". Aber keineswegs wollte er darum auf die Mittel zu strenger wissenschaftlicher Bildung Verzicht thun. Er meinte, Göttingen würde ihm dieselben am reichlichsten bieten. Vornehmlich trieb es ihn

zu jenen Studien, die ihn bei der dichterischen Praxis wesentzu fördern versprachen. Ernstlich wollte er in die alten Sprachen eindringen, sich mit der Geschichte und den daran grenzenden Disciplinen vertraut machen und sich die schönen Wissenschaften, wie man sie nannte, in ihrem ganzen Umfange aneignen. Lockend erschien ihm die Wirksamkeit eines akademischen Lehrers.

Von solchen Absichten, die nur der Schwester anvertraut wurden, durfte der Vater nichts ahnen. Dieser hatte ein für allemal sich für Leipzig entschieden; da galt kein Widerspruch. Dorthin also begab sich der Sechzehnjährige im Spätherbst 1765. Am 19. October ward er von dem Rector Ludovici unter die akademischen Bürger aufgenommen und der bairischen Nation zugetheilt. Zwei Tage hernach betrat er die Hörsäle. Ernesti und J. G. Böhme (1717—80), ein Schüler Mascou's, waren die ersten, deren lehrendes Wort er vernahm. Dann folgten die juristischen Fachcollegien.

Durch Böhme's verständige Einrede ließ er sich abbringen von dem im Stillen gehegten Plane, der Jurisprudenz zu entsagen und sich offen zu seinen Lieblingsstudien zu bekennen. Er blieb äußerlich Jurist; er versuchte sogar ein fleißiger zu sein. Aber weder Rechtsgelehrsamkeit, noch die Wolffische Philosophie, die ihm hier entgegengebracht ward, konnte ihm behagen. Auch im Uebrigen bot ihm die Universität wenig zur Befriedigung seines Bildungstriebes. Gottsched, von dessen Verdiensten das jüngere Geschlecht nichts wußte, war nur noch da, um verhöhnt zu werden. Aus Gellert's sanftmüthiger Moral ließ sich keine sittliche Stärkung, aus seinen Lehren über Poesie und Stil keine künstlerische Erleuchtung gewinnen. Was Goethe bedurfte und ersehnte, konnte ihm damals von keinem Katheder herab gereicht werden. Er blieb den Hörsälen fern.

Um so näher trat er den mannichfaltigen Erscheinungen des Leipziger Lebens. Unter den Elementen, die sich hier lockend und abstoßend durcheinander bewegten, waren es nicht blos die edleren, die ihn anzogen. Im Kreise älterer und gleichaltriger Genossen überließ er sich einer Lebenslust, die nicht immer der heilsamen Schranken achtete. Er fühlte sich zum ersten Male frei. Wie übermüthig äußert sich das Gefühl in den Versen und der Prosa der ersten Leipziger Episteln! Man vergleiche die beiden ältesten Briefe aus dem Jahre 1764, in welchen er um Aufnahme in einen Tugendbund nachsucht, und man wird in Ton und Haltung einen entschiedenen Gegensatz gewahren.

Begierig griff er aber auch nach allen Bildungselementen, welche das Leipziger Leben in sich schloß. Hier, wo man sich wie im Mittelpunkte der deutschen Litteratur fühlte, mußte sein eigenes dichterisches Streben, indem es bestimmtere Bahnen einschlagen wollte, bald Störung erleiden, bald fördernden Anstoß erhalten. Gestört ward es durch die Kritik, die ihm hier zuerst verneinend entgegentrat. Sie erschütterte ihm das Ansehen gerühmter Vorbilder und lehrte ihn an seinem eigenen dichterischen Vermögen zweifeln; er verlor die harmlose Lust am Hervorbringen und an dem Hervorgebrachten; er ließ es gern geschehen, daß ein Freund, wie Behrisch, ihm seine Gedichte auf das Säuberlichste abschrieb, um sie eben dadurch vor der Druckerpresse zu schützen. Die Nachahmung des Vorhandenen konnte ihm nicht mehr genügen. Er versuchte sich wol noch manchmal in den herkömmlichen Weisen; er lieferte, nach Ramler'schem Recept, schwerlastende Oden, reich an großen Worten; er häufte auf ein inhaltsleeres Gelegenheitsgedicht die ganze abgebrauchte Herrlichkeit des antiken Olymp. Aber ein kritisirender Lehrer, wie Clodius, konnte ihm dann leicht darthun, wie übel sich diese hohle

Pracht zu dem gegebenen Anlaſſe ſchicke; und er ſelbſt verſpottete mit glücklichem Humor den großſprecheriſchen Prunk einer Clodius'ſchen Phraſeologie. Aber damit war ſeiner eigenen Unſicherheit nicht abgeholfen. Er ſuchte nach einem Muſter, dem er ſich vertrauensvoll anſchließen, nach einer Lehre, die ihn über ſich ſelbſt und ſein Wollen, ſowie über das Weſen der Kunſt aufklären konnte. Die deutſche Litteratur, deren Charakter damals durch die entſcheidenden Thaten Klopſtock's, Leſſing's und Winckelmann's herausgebildet ward, hatte keine durchaus zuverläſſige Leitung dem Werdenden anzubieten; ſie fühlte ſich ſelbſt in einem raſchen Werden begriffen. Fruchtbar in mancher Beziehung ward für ihn der Verkehr mit reiferen Männern, wie Pfeil, Hermann, Krebel, mit denen er ſich ſeit dem Sommer 1766 an der Tafel des Schönkopf'ſchen Hauſes zuſammenfand, nachdem er den Mittagstiſch bei dem Mediciner Hofrath Ludwig aufgegeben. Ein eigentlicher Führer und Leiter fand ſich jedoch unter dieſen ſo wenig wie unter den anderen, die, wie Langer, erſt ſpäter herantraten, oder, wie Eſchenburg und Zachariae, nur vorübergehend ſeinen Kreis berührten.

In dieſem rathloſen Zuſtande mochte er ſich damals oft genug beängſtigt fühlen. Aber es war ein Glück, daß er ſich ſo gründlich durch ihn hindurchkämpfen mußte. Denn gerade dadurch ward die ſpäter erfolgende, eben ſo gründliche Befreiung von irreführender Theorie und äußerem Regelzwange vorbereitet.

Die Ahnung großer Kunſtgeſetze dämmerte ihm ſchon damals auf. Ein zweijähriger Unterricht bei Oeſer, der ſeit 1763 an der Spitze der Zeichenakademie wirkte, konnte zwar ſeine künſtleriſche Fertigkeit nicht bedeutend ſteigern; er leitete ihn aber zu empfindungsvoller Betrachtung des Kunſtſchönen. Oeſer hatte Winckelmann's Kunſtevangelium mit gläubiger

Ueberzeugung angenommen; von ihm empfingen es seine Schüler. Goethe ergriff mit Begier die Haupt- und Kernpunkte dieser Lehre; er gewann schon jetzt die Grundlagen der Kunstanschauungen, in deren allseitiger Ausbildung er später einen der reinsten Genüsse finden und deren Verkündigung ihm ein ernstes Geschäft seines Lebens werden sollte. Er übte sich praktisch in verschiedenen Fächern der bildenden Kunst. In den Leipziger Sammlungen, vor manchen köstlichen Werken der Dresdener Gemäldegalerie, im Verkehr mit eifrigen Liebhabern und einsichtigen Kennern lernte er sehen, vergleichen und urtheilen. Wahrhaft aufgehellt ward sein Geist durch Lessing's Laokoon. Er sah hier die sicher erkennbare Grenzlinie gezogen zwischen der redenden und bildenden Kunst, die zu wechselseitigem Unheil sich so oft in einander verloren hatten. Er sah eine jede in ihrem eigenen Bereiche zu ihrer wahren Würde zurückgeführt und auf die ihr eigenthümlichen Wirkungen angewiesen. Die Grundbegriffe, die ihm der vortrefflichste Denker überlieferte, ermuthigten ihn schon in jener Zeit des Suchens und Strebens, da er ihren ganzen Werth und Gehalt wol noch kaum ermaß; sie blieben seine sicheren Leitsterne in der Zeit künstlerischer Reife.

Diese Hingebung an die bildende Kunst durfte ihn der Poesie nicht entfremden. Er erfuhr an sich selbst, „daß die Werkstatt des großen Künstlers mehr den keimenden Dichter entwickelt als der Hörsaal des Weltweisen und des Kritikers". Noch zu Anfang des Jahres 1770 mochte er Oeser neben Shakespeare und Wieland als seinen echten Lehrer bezeichnen. Indem er sich der herkömmlichen Theorien zu entledigen strebte, ward er um so entschiedener gedrängt, Anlaß und Stoff seiner Dichtung aus den Tiefen des eigenen Inneren zu schöpfen; er mußte seine Erlebnisse und Erfahrungen, nachdem er sie geistig verarbeitet, in dichterischer Form aus

ſich herausſtellen. So bildete ſich aus der unbehaglichen Wahrnehmung der ſittlichen Schäden, an denen Familie und Geſellſchaft krankten, die nach Moliere'ſchem Muſter mit großer techniſcher Gewandtheit ausgeführte Komödie „Die Mitſchuldigen", die damals noch in einem Akt zuſammengefaßt war. Seine Lyrik aber nährte ſich an den ſchmerzlich-freudigen Jugendempfindungen, die ihn wechſelnd bewegten. Zwar in dem Verkehr mit Oeſer's Tochter, Friederike (geb. 1748, † unvermählt 1829), ward keine tiefere Empfindung rege. Goethe ſcheint ſich erſt gegen Ende ſeines Leipziger Aufenthalts dem Mädchen mehr genähert zu haben, das ihn nicht durch Schönheit, wol aber durch die lebendige Friſche ihres Weſens anziehen konnte; doch der Ton einer geiſtreich neckiſchen Munterkeit blieb auch da vorherrſchend. Leidenſchaftlicher gefärbt erſcheint das Verhältniß zu Anna Katharina Schönkopf. Nicht lange hatte er den Mittagstiſch in ihrem elterlichen Hauſe beſucht, als er ſie zum Gegenſtande ſeiner zärtlichen Aufmerkſamkeit erkor. Bald gehörte er zur Familie; er nahm Theil an den einfachen häuslichen Spielen, an den muſikaliſchen Unterhaltungen; eifrig war ſeine Mitwirkung bei den theatraliſchen Luſtbarkeiten, die bis zur Aufführung der Leſſing'ſchen Minna geſteigert wurden. Man ſah ſich täglich, man lebte in den vielfachſten geſellſchaftlichen Berührungen, und ſo fand ſeine Neigung freien Spielraum. Käthchen nahm die Huldigungen des um drei Jahre jüngeren Verehrers dankbar hin; er glaubte während der ganzen Zeit, da er ſie kannte, nur als ein Theil von ihr gelebt zu haben; ſie jedoch bezeigte ſich mehr freundſchaftlich als zärtlich; auf den leidenſchaftlichen Ton, den er anſchlug, mochte ſie wol nur ſelten eingehen: Witz, harmloſer Spott und Schalkheit ſtanden ihr natürlicher an. So quälte ſie ihn mit ihren „liebenswürdigen Grauſamkeiten" und hatte dafür von ſeinen

Grillen und Launen manches zu erdulden. Den Nachklang solcher, zwischen Freud und Leid schwankenden Stimmungen vernehmen wir noch jetzt in dem Schäferspiel „Die Laune des Verliebten", das fast vierzig Jahre nach seiner Entstehung (1806) erst im Druck erschien. Die konventionell abgezirkelte Form birgt ächten Empfindungsgehalt; ein warmer lyrischer Hauch schwebt über den Figuren der altmodischen Schäferwelt. Was uns von der eigentlichen Lyrik dieser Periode übrig geblieben, müssen wir größtentheils der ersten Hälfte des Jahres 1768 zuweisen. Den Grundton jener Stimmungen hören wir auch hier; aber er wird nicht immer ganz rein angegeben. Noch kann oder will der Dichter sein Empfindungsleben nicht voll und unmittelbar in das Lied überströmen lassen; er spricht oft als Betrachter und Zergliederer seiner Gefühle; ja, er kann sie altklug belächeln; bald lehrend, bald heiter oder wehmüthlich spottend mag er uns seine allzu frühen Erfahrungen über Wechsel und Unbestand der Neigung mittheilen; er meidet nicht den Ausdruck einer leichtfertigen Sinnlichkeit; indem eine altkluge Betrachtung dem Gefühl zur Seite geht und es oft verdrängt, muß das Lied eine Wendung ins Epigrammatische nehmen. Sprache und Form halten sich noch meist in den Geleisen, in denen die Gattung des leichteren Liedes sich damals bewegte. Aber in manchen dieser zierlich ausgebildeten Verse verbirgt und verräth sich die Innigkeit eines tieferen Naturgefühls; aus manchen andern scheint die Ahnung eines reich bewegten Gemüthslebens verheißungsvoll hervorzuklingen. Diese Lyrik zeichnet die äußeren und inneren Lebenszustände des Dichters; gleich allem, was er künftig hervorbringen wird, erscheint auch sie uns schon als eine vollgiltige Lebensurkunde. In diesen Liedern, wie in den beiden genannten Dramen hat er mit voller Sicherheit die Formen angewandt, die ihm von der

damaligen Poeſie fertig überliefert wurden. Stellt man dieſe dichteriſchen Anfänge vergleichend neben die Schöpfungen des reifenden und gereiften Künſtlers, ſo möchte man glauben, er habe der Zeit, die ihn heranwachſen ſah, den ſchuldigen Tribut abtragen müſſen, ehe er mit kraftvoll errungener Selbſtändigkeit ſeine, ihm ganz eigene Dichtung begann und damit zugleich ein neues Zeitalter der Poeſie einleitete.

Bevor er jedoch zu dieſer freien Geiſtesentfaltung gelangen ſollte, hatte er eine ernſte Prüfung zu überſtehen. Das Leipziger Leben fand einen jähen Abſchluß. Indem ſich der Jüngling dem Genuß wie der Arbeit gleichmäßig hingab, hatte er ſeinen körperlichen Kräften mehr als billig zugemuthet. Die Natur, allzu rückſichtslos behandelt, übte eine heftige Gegenwirkung. Er ward im Sommer 1768 von einem ſtarken Blutſturz überfallen; ſein Leben ſchien ihm gefährdet; er glaubte der Lungenſucht nicht entfliehen zu können. In dieſer trüben Zeit erquickten ihn die freundlichen Geſinnungen, die ihm auch von Solchen bethätigt wurden, deren Nachſicht er durch launenhaftes Betragen wol zuweilen auf die Probe geſtellt hatte; von allen Seiten kamen ihm Beweiſe des Wohlwollens und überzeugten ihn, daß er die Werthſchätzung achtungswürdiger Perſonen in reichem Maße gewonnen. Tröſtlich vor allem war die Treue der näheren Freunde. Hermann, der ſpätere Bürgermeiſter von Leipzig (1743—1813), Gröning, der in Bremen hernach zu demſelben Amte aufſtieg (1745—1825) hielten wacker bei ihm aus; Horn, der Freund von Frankfurt her, wußte ihn mit allezeit bereiten Scherzen aufzumuntern; Johann Chriſtian Limprecht (1741—1812), ein faſt erblindeter, fremder Unterſtützung bedürftiger Candidat der Theologie, war als Stubennachbar mit ſeinen Liebesdienſten immer zur Hand. Auch Langer, der ſpäter nach Wolfenbüttel auf

Leſſing's Stelle berufen ward, geſellte ſich häufig zu dem Leidenden und hob ihn in ernſtem Geſpräche über manchen bänglich düſteren Augenblick hinaus; gern lenkte er die Rede auf Fragen des religiöſen und ſittlichen Lebens, und Goethe war in hinreichend empfänglicher Stimmung, um auf dieſelben einzugehen. So ſammelten ſich ſchon um den Neunzehnjährigen treffliche Menſchen des verſchiedenſten Charakters.

Langſam ſtellte ſich eine halbe Geneſung ein. Noch waren die Spuren des Leidens in ſeinem Aeußeren ſichtbar, als er an ſeinem Geburtstage, dem 28. Auguſt 1768, Leipzig verließ. Die Heimkehr ins elterliche Haus war keine fröhliche. Der Vater vermochte beim Anblick des kümmerlich Wiederhergeſtellten ſein Mißbehagen kaum zu verbergen; er fürchtete, den Lebensplan, den er ſo vorſorglich für den Sohn feſtgeſetzt, durchkreuzt zu ſehen. Nur allzuhäufig fühlte die Mutter ſich gedrungen, ihre ausharrende und ausgleichende Liebe zu Gunſten ihres Wolfgang wirken zu laſſen, der ſich nun ihr und der Schweſter Cornelie mit ganzem Gemüthe immer inniger anſchloß. Es ward ihm nicht leicht, ſich in die vaterſtädtiſchen und häuslichen Verhältniſſe wieder einzufügen. Sehnſüchtig pries er Leipzig; er vermißte den Umgang der witzreichen Landsmänninnen der Leſſing'ſchen Minna, nach deren geiſtigen Ebenbildern er in Frankfurt vergeblich ſuchte. Er ſtieß auf Widerſtand, wenn er die Grundſätze eines geläuterten Kunſtgeſchmacks, die er als Schüler Oeſer's ſich angeeignet, in ſeiner Umgebung verbreiten wollte. Unterließ er es dennoch nicht, den guten Geſchmack zu predigen, ſo mußte er „der Kunſt wegen viel leiden". Was ihm Leipzig gegeben, ſchien er jetzt erſt nach ſeinem vollen Werthe zu ſchätzen; was ihm Frankfurt etwa geben konnte, vermochte der Leidende nicht zu genießen. Denn die Gefahr erneuerte ſich. Der ſiebente December,

Corneliens Geburtstag, ward zum Schreckenstage. Eine heftig hervorbrechende Kolik, von peinigenden Schmerzen begleitet, schien die bereits geschwächten Kräfte vollends erschöpfen zu wollen. Zwei Tage lang dauerte der hoffnungslose Zustand; dann erfolgte, unter dem entschlossenen Eingreifen des Arztes Joh. Fr. Metz, eine Wendung zum Besseren. Die Mutter aber richtete sich an einem Worte der Bibel auf. In ihrer schweren Herzensbedrängniß hatte sie zum Buch der Bücher ihre Zuflucht genommen, das nun in doppeltem Sinne zum Buche des Lebens ward: als sie an der Rettung des Sohnes fast verzweifelte, leuchteten ihr die Worte Jerem. 31, 5 tröstlich entgegen; sie behielt den Spruch wie eine göttliche Verheißung dauernden Heils bis auf ihre letzten Tage in treuem Gedächtniß. Vier Wochen hindurch blieb der Kranke aufs Lager gebannt. Als im Beginne des J. 1769 ihm eine freiere Bewegung gestattet ward, meldete sich das Uebel nochmals, aber mit verminderter Heftigkeit; er mußte sich das Zimmergefängniß noch vier Wochen lang gefallen lassen. Noch im April hatten die treu sorgenden Freunde über sein kränkliches Aussehen zu klagen. Nur allmählich wichen die Nachwehen des Leidens. Der Sommer führte ihn ins Freie; kleine Reisen wurden unternommen. Er sah in Worms Charitas Meixner wieder, die seine Empfindungen ehemals lebhaft beschäftigt hatte; er wanderte nach Marienborn im Darmstädtischen, um dort einer Versammlung der frommen Brüdergemeinde beizuwohnen. Erst im Winter von 1769 auf 1770 kam ihm das volle Gefühl der Gesundheit wieder. Die nun überstandene Krankheit erwies sich als eine für den ganzen Organismus heilsame Krisis. Mit erneutem Jugendmuthe blickte er vorwärts ins Leben. Fürs erste mußte den juristischen Studien ein äußerlicher Abschluß gegeben und dadurch die oft verletzend hervor-

brechende Ungeduld des Vaters beſchwichtigt werden. Aber kein Gedanke an eine Rückkehr nach Leipzig! Im Januar 1770 hatte ſich Goethe im Einverſtändniß mit dem Vater für Straßburg entſchieden.

Mit den Freunden und Freundinnen in Leipzig war inzwiſchen der briefliche Verkehr unterhalten worden. Aber nicht alles, was er von dort vernahm, konnte ihn heiter ſtimmen. Gegen Ende des Mai 1769 empfing er eine Nachricht, die ihn nicht unbewegt ließ: Käthchen hatte ſich verlobt. Goethe mußte zugeſtehen, daß ſie einen Würdigen gewählt. Der ſiebente März 1770 war der Tag ihrer Vermählung mit Dr. Chriſt. Karl Kanne; er leitete eine lange und beglückte Verbindung ein: erſt 1806 ward ſie gelöſt durch den Tod des Mannes, der ſich als Leipziger Vicebürgermeiſter Anſehen und Verdienſt erworben hatte; die Frau überlebte ihn um vier Jahre. — Goethe ſchloß die Correſpondenz mit Käthchen noch vor ihrer Verheirathung; das letzte Schreiben trägt das Datum des 23. Januar 1770. Aus ſeinen Briefen an die Braut ſpricht eine ſchmerzliche Empfindung, der es aber nicht allzu ſchwer wird, ſich in der milderen Temperatur der Freundſchaft zu beruhigen.

Während dieſer Periode der Krankheit und langſamen Wiederherſtellung konnte die dichteriſche Thätigkeit nicht ergiebig ſein. An den „Mitſchuldigen" ward gründlich gearbeitet. Die urſprüngliche Anlage in einem Act genügte nicht mehr; das Stück ward in drei Acten breiter und reicher ausgeführt. Hirzel's Sammlung „Der junge Goethe" gibt es uns jetzt in der Geſtalt, die es damals erhielt; und zwar erſcheint es hier genau ſo, wie es in dem glücklich geretteten Manuſcripte vorliegt, welches der Dichter im J. 1769 zierlich und ſauber anfertigte. Gleichzeitig, im Sommer dieſes Jahres, ward die Herausgabe von zwanzig Liedern vor-

bereitet, die in Leipzig entſtanden waren, und die ein Leipziger Freund mit Melodien begleitete. Am dritten October zeigten ſich in den Buchläden zuerſt die „Neuen Lieder“, in Melodien geſetzt von Bernhard Theodor Breitkopf. Goethe blieb ungenannt. In den Almanachen der folgenden Jahre finden ſich manche dieſer Gedichte wieder. Niemand ahnte, daß der namenloſe Autor derſelben einſt als der größte aller Lyriker daſtehen ſollte.

Der Zeitraum von anderthalb Jahren, den der Jüngling gezwungen im elterlichen Hauſe verbrachte, erſcheint arm an äußeren Zeugniſſen ſeines geiſtigen Thuns und Schaffens. Um ſo mehr bereicherte und vertiefte ſich ſein inneres Leben. Nachdem ihn die Leipziger Verhältniſſe nach vielfachen Richtungen hin und wieder gezogen, ihn zu mancherlei Zerſtreuung und Leichtfertigkeit verlockt und eine innere Sammlung auf die Dauer faſt unmöglich gemacht hatten, fühlte er ſich jetzt zur Einkehr in ſich ſelbſt getrieben. Blickte er auf ſeinen ſittlichen Zuſtand, ſo brauchte er keineswegs zu erſchrecken; er gewahrte kaum etwas, das ihn zu einem ärgerlichen Mißmuth über ſich ſelbſt hätte ſtimmen müſſen. War er ſich doch eines unendlich guten Willens bewußt! Auch fand er in ſich das redliche Beſtreben, dieſem Willen zur Herrſchaft über widerſtreitende Neigungen zu verhelfen. Dennoch machte ſich ihm die Nothwendigkeit fühlbar, jenem Beſtreben Halt und Stütze zu verleihen. Wohin aber ſich wenden, um dieſe Stütze zu gewinnen? Männer der verſchiedenſten Sinnesart, ſeit ſeinen Knabenjahren theilnehmend bemüht, ihn zu bilden und zu leiten, hatten ihn hinlänglich mit den verſchiedenen, oft ſchnurſtracks einander widerſprechenden Grundſätzen bekannt gemacht, denen man, wie jeder zuverſichtlich von den ſeinigen behauptete, nur zu folgen brauchte, um auf dem Lebenspfade ohne Anſtoß ſicher, ja

ſiegreich fortzuſchreiten; ſo hatte er, wie er es ſelbſt ausſpricht, vor ſeinem zwanzigſten Jahre die Schulen faſt ſämmtlicher Moralphiloſophen durchlaufen. Was er in einer jeden gelernt, wußte er zu bewahren und zu nutzen; aber keine hatte ihn mit demjenigen verſehen, was ihm vor allem Noth that, wenn er die drangvolle Unruhe in ſeinem Inneren beſänftigen, wenn er der Qual des Schwankens entrinnen und ſeinem ungeduldigen Suchen, Sinnen und Forſchen Befriedigung bieten wollte. Wie natürlich, daß ſich jetzt, da ihn noch der Druck körperlicher Mißſtände beſing, ſein Gemüth den Einwirkungen einer zarten und innigen Religioſität eröffnete, die eben aus ihrer Innigkeit die Kühnheit ſchöpft, über die ſtarren Schranken des Dogmas hinweg nach einem Liebesbündniß mit Gott und dem Heiland zu ſtreben. Seine nie erloſchene Neigung zur Bibel erleichterte ihm jederzeit die Annäherung an das Gebiet religiöſer Empfindung, wenn er es auch noch ſo lange gemieden hatte. Und jetzt bot ſich ihm eine Hand, von der er ſich gern an jene Regionen heranführen ließ. Die frommen Geſinnungen, wie ſie von den in herrnhutiſchem Geiſte geſtifteten Brüdergemeinden ausgingen, hatten ſeit der Mitte des Jahrhunderts auch in Frankfurt, beſonders unter den höheren Ständen, Verbreitung gefunden. Die Gemüther, durch den Ernſt der Kriegszeit verdüſtert und in ſich zurückgeſcheucht, mochten um ſo williger auf jene Lehren horchen, die ihnen den Weg zur unmittelbaren Gemeinſchaft mit dem geopferten und ewig lebendigen Gottmenſchen zu eröffnen und zu ebnen ſchienen. Die empfindungsſeligen Bekenner dieſes Evangeliums bildeten, wenn auch nicht eine Gemeinde, ſo doch einen enger geſchloſſenen Kreis, mit deſſen weiblichen Mitgliedern die Mutter Goethe's vielfach verkehrte. Keine von dieſen Gottesfreundinnen war ihr näher vertraut, als Suſanna Katharina v. Klettenberg,

eine Verwandte der Textor'schen Familie. Sie war die edelste Zierde der frommen Genossenschaft. An ihr ward der Segen offenbar, der von einem das ganze Gemüthsleben erneuernden Glauben ausfließen kann. Im J. 1723 geboren (19. December), war sie schon längst der Fülle dieses Segens theilhaftig geworden. Sich selbst und den Schatz ihrer Seelenerfahrungen hatte sie aus dem Strudel der Lebenswogen an das Ufer geflüchtet, wo sie, leidend und doch beglückt, „unter ihres Gottes Flügel ruhte". Die gewissenhafte, ja peinliche Strenge, mit der sie über sich selbst wachte, mit der sie jedem Anzeichen einer ungöttlichen Regung in ihrem Innern nachspürte, verleitete sie nie zu schroffem Verhalten gegen Andere. Dem Sectenstreite blieb sie fern. Ihr war die Liebe wirklich das eine, das allumfassende Gebot. Von den sinnlich gröberen Elementen, die sich dem Pietismus und den ihm verwandten Erscheinungen angehängt hatten, ließ sie sich kaum berühren; sie blieb der Empfindung hingegeben, „die alle Empfindungen übertrifft". Stellt das Christenthum die Menschwerdung des Heiligen und die Heiligung des Menschen dar, so hatte es in dieser himmlischen Seele — als eine solche bezeichnete sie Goethe selbst in einem Briefe an Lavater — gewiß die liebenswürdigste Gestalt angenommen. Den Frieden, der vom Himmel ist und dessen sie selbst genossen, wollte sie auch über das Dasein ihres jungen Freundes verbreitet wissen; und dieser verschloß sein Ohr nicht, wenn sie von der Seligkeit sprach, die nur in der Vereinigung mit dem zu finden ist, „dessen Blut der Golgatha getrunken". Sein Inneres schien sich der Heilsbotschaft zu öffnen. Er wandte sich wieder zu Kirche und Altar, die er in seinen reiferen Knabenjahren gleichgültig beiseit gelassen; er verschmähte sogar die fromme Terminologie nicht ganz; er mochte sich und andern bekennen, daß er mit unserm Herre Gott etwas

beſſer ſtehe, und mit ſeinem lieben Sohn Jeſu Chriſto. Doch war die Begier nach Erweckung und Erleuchtung nicht ſo ſtark in ihm, daß er auf ſeine ſonſtigen Ueberzeugungen und Wünſche, Hoffnungen und Anſprüche hätte verzichten mögen. Das Weltkind machte der Frommen gegenüber in Scherz und Ernſt ſeine Rechte geltend; dieſe aber war viel zu einſichtig, um, ſelbſt wenn ſie es vermocht hätte, ſein Weſen gewaltſam in fremde Bahnen zu zwingen. So blieb er, wie Gott und Natur ihn gewollt und geſchaffen. Unzweifelhaft jedoch gewann er in dieſer Zeit das Verſtändniß für alles, was dem religiöſen Empfindungsleben eigenthümlich angehört. Dies Verſtändniß konnte ihm nicht wieder verloren gehen; es leitete ihn ſicher überall, wo er, ſei es als Hiſtoriker, ſei es als Dichter, die Beziehungen des Irdiſchen zum Göttlichen und vor allem das Verhältniß des Chriſtenthums zur Menſchheit und zum menſchlichen Herzen auffaſſen oder darſtellen wollte. Aber auch das Bild der Freundin ging ihm nicht verloren. Aufgefriſcht ſtand es vor ihm, als er in „Wilhelm Meiſter's Lehrjahren“ zu ſchildern hatte, wie eine vornehm zarte Frauennatur, vom Strahl der Gnade getroffen, ſich den Einwirkungen des unſichtbaren Weſens bedingungslos überläßt, und ſo ſtufenweiſe ſich läutert, bis ſie würdig wird, den Gott, den ſie in der Außenwelt erkennt, auch im Herzen zu tragen. Er rief ſich alles zurück, was er mit und an Fräulein v. Klettenberg erfahren, und auf Grund ihrer eigenen Aufzeichnungen entwarf er die Selbſtdarſtellung der „ſchönen Seele“.

Im Gefolge der religiöſen Stimmung, die ihn ſo wohlthuend ergriff, trat auch die Neigung zu theologiſchen und theoſophiſchen Studien hervor; er ließ ſich durch die fromme Freundin ſogar bereden, zu kabbaliſtiſchen und alchymiſtiſchen Schriften zu greifen; er vertiefte ſich in die Abſtruſitäten

dieſer Litteratur, in welcher ein verdüſternder, oft gefährlicher Aberglaube ſich mit den halbdichteriſchen Ahnungen einer kindiſch umhertaſtenden Naturwiſſenſchaft wunderlich genug berührt. Auch konnte er der Luſt nicht widerſtehen, nach den Winken der Alchymiſten ſelbſt praktiſche Verſuche zu wagen; aus der Miſchung ſeltſamer Subſtanzen ſollten die heilſamſten Kräfte ans Licht gezogen werden. Zwar den geheimnißvollen Salzen und Säften, die er zu erzeugen ſtrebte, kam er nicht auf die Spur. Aber alles, was ſein Geiſt einmal ernſtlich erfaßt hatte, mußte ihm früher oder ſpäter, mittelbar oder unmittelbar, förderlich werden. Im Verlaufe dieſer, mit einer gewiſſen Hartnäckigkeit fortgeſetzten Operationen that er manche Blicke ins chemiſche und mediciniſche Gebiet; und indem er über jenen Wunderbüchern brütete, machte er, ohne es zu ahnen, Vorſtudien zum „Fauſt“: er verſchaffte ſich gleichſam den Apparat, mit dem er die Zauberwelt dieſer Dichtung ausrüſten ſollte. So eröffnet ſich aus der etwas drückenden Atmoſphäre, die den Kranken und Geneſenden im elterlichen Hauſe umgab, der Ausblick auf zwei ſeiner mächtigſten Schöpfungen.

Indeſſen war es für Geiſt und Körper wünſchenswerth, ja nothwendig geworden, in freierer Umgebung ſich zu erholen. Der Plan, auf den er ſchon im Sommer 1769 gedeutet, ward ausgeführt. Der zweite Abſchnitt ſeines akademiſchen Lebens begann. Ihn hob das Gefühl wiedererlangter Geſundheit, und er hatte „Munterkeit im Ueberfluß“, als er in den erſten Tagen des April 1770 in Straßburg anlangte. Gleich ward das Münſter, als das vollkommenſte Werk deutſcher Baukunſt, mit Staunen begrüßt. Noch vermochte er Sinn und Abſicht des Künſtlers nicht zu faſſen, der hier das unendlich Mannigfaltige zur Einheit geordnet. Von der Höhe des Wunderbaues blickte er auf das Land hernieder,

das damals vom großen Vaterlande losgerissen war, in dem jedoch unter fremder Hülle deutsches Wesen und deutsche Sitte noch kräftig fortbestanden. Er ließ es an dem neuen Orte eine seiner ersten Handlungen sein, den armen Leipziger Stubennachbar Limprecht mit einer Geldsendung zu bedenken. Lange schon, bevor er selbst es ausgesprochen, handelte er nach dem echt christlichen Worte: „Edel sei der Mensch, hülfreich und gut!“ — Wohlthätigkeit in großem Sinne zu üben, blieb ihm durchs Leben Bedürfniß und Genuß.

Wohnung nahm er am alten Fischmarkt bei Herrn Schlag; am 19. April trug er seinen Namen in die Liste der akademischen Bürger ein. Im ersten Halbjahr gab ihm die Jurisprudenz genug zu thun; er widmete sich ihr nicht ohne Neigung; und im September konnte er mit Ehren eine Prüfung bestehen, die als nothwendige Vorstufe zur Promotion galt. Mit den „frommen Leuten“ suchte er sich eng zu verbinden. Sie waren dem Hallischen Pietismus zugethan; mit großem Mißvergnügen hörte er sie auf „seinen Grafen“ (Zinzendorf) bitter schelten. Die Langeweile verscheuchte ihn bald aus einer Gesellschaft, in welcher einengende Religionsempfindungen, die oft zu Härte und Unduldsamkeit verleiteten, für jede höhere Bildung des Geistes und Herzens Ersatz bieten sollten. Doch deshalb entfremdete er sich noch nicht dem kirchlichen Leben. Briefliche Aeußerungen gegen jüngere Freunde lassen die Fortdauer einer religiösen Grundstimmung erkennen; und kurz vor seinem Geburtstage (am 26. August 1770) berichtete er der Klettenberg, er sei „mit der christlichen Gemeine hingegangen, sich an des Herrn Leiden und Tod zu erinnern“. Mochte er, da neue Anschauungen in ihm zur Herrschaft gelangten, der Kirche auch wieder fern und ferner treten, so blieb der Kern des Christenthums ihm doch werther und heiliger als manchem Buchstabengläubigen. Er

zweifelte, daß mit dem neuen Lebensjahre eine „neue Epoche“ für ihn anheben würde. Der Zweifel war unbegründet: gerade dies Jahr, sein zweiundzwanzigstes, sollte eine Epoche einleiten, in der sein Leben und Schaffen die entscheidende Richtung nahm.

Wie kühn seine Gedanken und Studien damals nach allen Seiten ausgriffen, das beweisen die Aufzeichnungen, die er in einer Art von wissenschaftlichem Tagebuch unter dem Namen „Ephemerides“ zusammenfaßte. Nachdem für die Jurisprudenz das Nöthige geschehen war, ließ er die Neigung zur Medicin und Naturwissenschaft um so mehr vorwalten, als seine Tischgenossen, unter denen Mediciner die Mehrzahl bildeten, ihn durch ihre Gespräche beständig an jene Lieblingsfächer mahnten. So nahm er im Winterhalbjahr (1770—71) an Ehrmann's Klinikum Theil und besuchte Lobstein's Vorlesungen über Anatomie. Auch für die Chemie, die Spielmann las, fehlte es ihm nicht an Zeit. Zugleich erweiterte und stärkte sich sein Naturſinn. Hatte er sich in Leipzig mit dem Rosenthal begnügen müssen, so lag hier lockend vor ihm ausgebreitet ein herrliches Land: es bald als Fußwanderer, bald als Reiter zu durchstreifen, ward ihm zur Lust. Noch im Sommer 1770 unternahm er mit zwei Elsässer Freunden, Engelbach und Weyland, eine Reise ins Lothringische; lange begleitete ihn die Erinnerung an die Eindrücke und Anschauungen, die sich dort auf Schritt und Tritt ihm dargeboten.

Um diese Zeit, da die gesammten Fähigkeiten seiner Natur wetteifernd nach Ausbildung strebten, begann er auch unter seinen Gefährten das natürliche Herrscherrecht zu üben, dessen Anerkennung man ihm gewährte, ohne daß er sie forderte. Auch hier, wie in Leipzig, fand er eine Tischgesellschaft, unter deren Mitgliedern, deren Zahl im Winterhalbjahr bis auf zwanzig stieg, manche seine Freundschaft ver-

dienten und erhielten. Bei den Jungfern Lauth in der Krämergaſſe Nr. 13. trafen ſich die jungen Männer, die einem älteren Mentor, dem Actuar beim Vormundſchaftsgericht, Johann Daniel Salzmann (1722—1812), gern die Würde des Vorſitzes überließen. Von den Franzoſen hatte Salzmann die Sicherheit und Eleganz der Umgangsformen angenommen. Durch die freundlich gemeſſene Art ſeines Auftretens und Benehmens zog er die Jüngeren zu ſich heran und legte ihnen doch eine gewiſſe Zurückhaltung auf. Seinem ſtill wirkenden perſönlichen Anſehen fügte man ſich um ſo lieber, da man ſeiner Welterfahrung eben ſo ſehr wie der Lauterkeit ſeines Wohlwollens vertrauen durfte. Von Herz und Geiſt war er ein Deutſcher; das Beſte ſeiner Bildung verdankte er der deutſchen Popularphiloſophie; am Chriſtenthum ſchätzte er vornehmlich die moraliſche Seite. Die Richtung auf das praktiſche Leben, die ihm durch die klare Verſtändigkeit ſeines Weſens geboten war, hinderte ihn nicht, die Litteratur nach ſeiner Weiſe zu pflegen. Und er pflegte ſie in deutſchem Sinne. Er war thätig beſorgt, das vaterländiſche Element gegen den übermächtigen franzöſiſchen Andrang zu ſchützen, und auch ſeine jüngeren Freunde durften in dieſem Beſtreben nicht läſſig werden. Einer Geſellſchaft, die er geſtiftet, war die Aufgabe zugetheilt, deutſche Rede und Schrift zu fördern. Einem ſolchen Manne konnte Goethe ſich anſchließen; er konnte den Aelteren, der das Drängen der Jugend gar wohl begriff, zum Vertrauten ſeiner Studien wie ſeiner Leidenſchaften machen. Unter den übrigen Genoſſen ſcheint ihn niemand wohlthuender berührt zu haben, als der gleichaltrige Lerſe, der uns heute noch im Götz lebendig iſt. Ueber Jung (Stilling), deſſen Erſcheinung am Lauth'ſchen Mittagstiſch etwas fremdartig auffiel, hielt Goethe die ſchützende Hand; mit brüderlicher Herzlichkeit ſuchte er

den Bedrängten aufzurichten; er nahm Theil an deſſen Freuden und Kümmerniſſen und gab dem eingeengten Geiſte weitere Ausſichten; er hatte Verſtändniß für des gläubigen Mannes zuverſichtlichen Frommſinn, den andere ſchalten oder verhöhnten.

Wenn auch die Freunde ſich ohne Widerſpruch dem wohlerwogenen Worte, dem milden Gebote Salzmann's unterordneten, ſo gewahrte doch alsbald jeder Ankömmling, der ſich dieſem Kreiſe zugeſellen wollte, daß in Wirklichkeit Goethe hier das Regiment führte. Sein Wort entfeſſelte die geſellſchaftliche Luſt und dämpfte die Ungebühr. Sein Blick war bezwingend; wen der Strahl aus dieſen leuchtenden Augen traf, der fühlte, daß ein Herrſcher vor ihm ſtand. Gewiß hat der junge Herrſcher ſeine Macht nicht mißbraucht. Zwar konnte ſein rückſichtsloſer Freimuth hie und da verletzen; auch er entging dem Vorwurfe nicht, unter dem ſo mancher bedeutende Menſch in ſeiner Jugend leiden muß: kurzſichtige Beobachter ſprachen wol von ſeinem Hochmuth, ſeiner unerträglichen Ueberhebung. Aber an ihm war nichts von Schein, nichts von Anmaßung. Er folgte dem Geſetze ſeiner Natur; nie hätte er ſich anders darſtellen können, als er war. Die Ahnung neuer großer Ziele trieb ihn vorwärts auf Bahnen, die kein Anderer beſchreiten durfte; das Bewußtſein unerſchöpflicher innerer Kräfte trug ihn empor. So ließ er aus den Tiefen ſeiner Natur ſein Selbſtgefühl frei hervorbrechen, ohne zu beachten, wie heftig er damit bei denen anſtieß, die nur den Werth des Herkömmlichen zu ſchätzen wußten und an dem Werdenden die Abzeichen künftiger Größe nicht entdeckten.

Hätte vor den Blicken derjenigen, welche die kühnen Aeußerungen ſeines Weſens aus Hoffart und Mißachtung Anderer herleiteten, ſein Inneres ſich aufſchließen können,

ſie würden hier nichts dergleichen wahrgenommen haben. Vielmehr war ſein Gemüth auf das liebevollſte geſtimmt. Im Herbſte 1770 betrat er zuerſt das Haus des Seſſenheimer Pfarrers Joh. Jak. Brion. Die Eindrücke, die ihm in jener ländlichen Umgebung geworden, gab er gleich hernach in den Worten wieder: „Die Geſellſchaft der liebenswürdigen Töchter vom Hauſe, die ſchöne Gegend und der freundlichſte Himmel weckten in meinem Herzen jede ſchlafende Empfindung, jede Erinnerung an alles, was ich liebe.“ Am 15. October richtete er die erſten Zeilen an die jüngere Tochter, die achtzehnjährige Friederika Eliſabetha. Sie war die „liebe neue Freundin“, um die ſeine Gedanken ſchwebten, zu der es ihn aber- und abermals unwiderſtehlich hinzog. Die Gewalt einer reinen jugendlichen Neigung führte die Gemüther zuſammen. Es blieb keine Muße, das Künftige zu überdenken; der leidenſchaftliche Austauſch unſchuldsvoller Gefühle bot den Liebenden in jedem Augenblicke der Gegenwart ein ſeliges Genügen. Erſt allmählich tauchten, beim Ausblick in die Ferne, bänglichere Empfindungen auf.

Goethe hat in Dichtung und Wahrheit alles erſchöpft, was über Friederike, was über ihre Liebe und ihr Geſchick zu ſagen iſt. Wir vermögen das wirklich Erlebte, das ihm ſpäter aus aufgefriſchter Erinnerung wieder entgegentrat, nicht mehr von den dichteriſchen Beſtandtheilen der Erzählung zu ſondern. Beide Elemente ſind unauflöslich in einander verwoben. Die Dichtung ſetzt ſich der Wirklichkeit nicht entgegen, wenn ſie auch, um ihres eigenen Zweckes willen, darauf verzichtet, den Verlauf der wirklichen Vorgänge genau zu beobachten. Jener Zweck beſteht einzig darin, die innere Wahrheit der Erlebniſſe zum Ausdruck zu bringen. Dem Geſetze dieſer Wahrheit muß das zufällig Wirkliche ſich unterwerfen; daſſelbe wird, wenn nicht ausgelöſcht, ſo doch dergeſtalt behandelt,

daß an und in ihm das Weſentliche und Nothwendige ſich offenbart. Erſt jüngſt hat ein mit echtem Künſtlerblick ausgerüſteter Freund Goethe's uns zur Würdigung der feinen Kunſt angeleitet, welche in der Schilderung Friederikens alle Einzelheiten im Hinblick auf eine beſtimmte Geſammtwirkung bildet und ordnet. An dieſer Friederike, wie der Dichter ſie geſchaffen oder nachgeſchaffen, müſſen wir uns genügen laſſen. Was wir in Wahrheit über ſie wiſſen, wiſſen wir durch ihn. Das zehnte und elfte Buch von „Dichtung und Wahrheit", der Brief an Frau von Stein vom 28. September 1779 — das ſind die vertrauenswürdigen Urkunden über Sein und Geſchick dieſer Friederike, der wir ein Fortleben in der liebevollen Erinnerung der kommenden Geſchlechter vergönnen. Man hat nach ihren ſpäteren Lebenszuſtänden mit peinlicher Ausdauer geforſcht; der Eifer ſolcher Forſchenden verlor ſich manchmal in eine böswillig ſpähende Neugier. Dieſer blieb freilich die erhoffte ſchnöde Befriedigung verſagt. Es ließ ſich kein Flecken an dem Bilde des Mädchens anbringen, welches das Herz, das ſich der Liebe zu Goethe freudig erſchloſſen, vor jeder anderen Berührung verwahrte. Wie geringfügig iſt nun aber auch alles, was als Ergebniß redlicher Forſchungsmühen gewonnen worden! Die paar Worte ihrer Hand, die ſich gerettet haben, verrathen uns nichts von ihrem Weſen; was ſie an Goethe ſchrieb, bleibt uns vorenthalten. Und wie wenig ſagen uns die halb getrübten Ueberlieferungen, die ſpärlichen nackten Daten! Selbſt was wir über die mehrfachen Veränderungen, die ihre äußere Lage betrafen, zuverläſſig erfahren, reicht kaum hin, einen dürftigen Umriß ihres Lebens zu zeichnen. An dem, was man Glück nennt, ward ihr nur ein kärglicher Antheil. Wollte ſie, als das Alter herannahte, nicht ganz vereinſamt daſtehen, ſo mußte ſie den Familienkreiſen ihrer verheiratheten Geſchwiſter ſich an-

ſchließen. Dort, in enge, wenn nicht kümmerliche Zuſtände gebannt, verbrachte ſie die Tage in der Erfüllung beſcheidener Pflichten, zum Frommen ihrer Nächſten. Die letzten acht Jahre verfloſſen ihr in Meiſſenheim bei Lahr, wohin ſie ihrem Schwager, dem Pfarrer Marx, gefolgt war. Am 3. April 1813 ging ſie ſtill aus der Welt; wie ſie bis ans Ende ſich hülf- und liebreich bewährt hatte, ſo erfreute ſie ſich auch bis ans Ende der dankbaren Liebe der Ihrigen. Ihr Erdendaſein ſchloß gerade zu der Zeit, da Goethe ſie in einer höheren Welt wieder auferſtehen ließ.

Und als eine Angehörige jener Welt, dem irdiſchen Wechſel und Wandel entzogen, mag ſie uns vor Augen bleiben, verklärt in dem Jugendglanze, der ſie einſt vor Goethe's Blicken umleuchtete. Wir mögen ſie ſehen, wie ſie, in leichtem, ſommerlichem Anzuge, leichtſchwebenden Fußes ſich über Felder und Wieſen dahinbewegt, bald dem Geliebten entgegeneilend, bald ihn an ihrem Arm zu ihren Lieblingsplätzen geleitend. In freier Himmelsluft, in der Umgebung von Strauch und Blume ſcheint ſie in der Heiterkeit ihres Daſeins am friſcheſten aufzublühen; ſo fühlt ſich denn auch alles erheitert unter dem Einfluß ihrer Nähe. Das wohlthuende Gleichgewicht ihres Weſens wird nicht leicht unterbrochen; der Frohſinn, den ſie der Reinheit ihres Gemüths verdankt, bleibt ungeſtört. Dabei hat ſie einen klaren Blick für Menſchen und Dinge ihres Bereichs; ihre thätige Liebenswürdigkeit, ihre vorausſehende Klugheit iſt darauf gerichtet, die kleinen Störungen und Widerlichkeiten, die das tägliche Leben, das geſellſchaftliche Beiſammenſein bedrohen, möglichſt fernzuhalten; gern fügt man ſich ihren Anordnungen; geſchickt weiß ſie es einzurichten, daß ländliche Feſtlichkeiten zur Befriedigung aller Theilnehmenden verlaufen. Aber auch in der winterlichen Stube verliert ſie nichts von ihrer

Anmuth; eben ſo herzlich fließt auch hier das Wort von ihrer Lippe; ihr Betragen bleibt gleich ungezwungen, und nicht minder hell klingen ihre einfachen volksmäßigen Weiſen, die tief in des Dichters Empfindung dringen und ihn auf das Gebiet des Volksliedes hinlocken. Am liebſten möchten wir ſie uns vergegenwärtigen, wie ſie dem Freunde ihr unſchuldvolles Gemüth offen darlegt, wie ſie in unbefangener Hingebung zu ihm aufblickt, dem Zauberfluß ſeiner Rede lauſcht und ſein neues Lied vernimmt, das Lied, das ſie ſelbſt hervorgerufen.

Denn mit Recht erſcheint ſie uns als die Muſe ſeiner nun zu friſchem Jugendleben erwachenden Lyrik. Das Goethe'ſche Lied, wie es jetzt aus der Fülle ſeines inneren Lebens hervorzuklingen beginnt, iſt alles künſtlichen Weſens wie aller Reflexion ledig geworden; es verzichtet auf epigrammatiſche Wendungen, auf Spiele des Witzes und auf den Schmuck wohl angebrachter Sinnſprüche; es ſtellt ſich nicht betrachtend neben oder gar über das Gefühl; es wird vielmehr zum unwillkürlichen Ausdruck deſſelben. Ohne weitere Vermittlung tritt die Empfindung ins Wort hinüber; das Wort darf ſie nicht mit dem herkömmlichen dichteriſchen Apparat verhüllen: es muß ſie in leuchtender Wahrheit offenbaren. In dem beſeelten Laut des Liedes gewinnt das Gefühl Stimme und herzbezwingende Sprache. Nur bei ungebrochener Einheit von Leben und Dichtung konnte eine ſolche Lyrik entſtehen. Andere tragen die Poeſie mit Bewußtſein ins Leben; ſie wollen ihm eine poetiſche Außenſeite verleihen und es mit einem würdigeren Inhalte ausſtatten. Selbſt einer der edelſten Dichter, wie Klopſtock, aus dem gewiß die lautere Wahrheit der Empfindung ſprach, verräth häufig das Bemühen, ſeinem Leben erſt durch ſeine Kunſt die höhere und höchſte Weihe zuzuführen. Die Goethe'ſche Lyrik hingegen iſt die noth-

wendige Blüthe des Lebens ſelbſt. Sie entſpringt aus dem Leben und ergänzt es zugleich. Sein menſchliches Daſein würde unvollkommen bleiben, wenn er nicht dichtete, und ſeine Dichtung würde der inneren belebenden und überzeugenden Kraft ermangeln, wenn ſie nicht auf dem ſicheren Grunde ſeines perſönlichen Daſeins ruhte. Andere errichten ſich ihr poetiſches Reich in bedenklicher Entfernung von dem Umkreis ihres gewohnten Lebens: Goethe weiß nichts von einem ſolchen abgeſonderten Bezirk der Dichtung. Wohin er ſeinen Fuß ſetzt, da iſt poetiſcher Boden. Er lebt, was er dichtet.

So wird Wahrheit oberſtes Geſetz ſeiner Lyrik, wie ſeiner geſammten Dichtung. Der Poet gibt uns ein fortwährendes Selbſtbekenntniß; jedes Gedicht iſt eine helle Lebensſpur.

Will er die Fülle des wirklichen Daſeins in die Dichtung aufnehmen, ſo muß er wiederum die volle Poeſie befruchtend in die Wirklichkeit einſtrömen laſſen. Schöpft der Dichter aus ſeinem eigenen Selbſt, dann muß er, der zum Sprecher der Menſchheit berufen iſt, das perſönliche Sein dergeſtalt erweitern und veredeln, daß die Menſchheit ſich in ihm wiedererkennt und wiederfindet. Hätte Goethe nur von Selbſtempfundenem und Selbſterlebtem geſungen, ſo bliebe ihm immerhin das Verdienſt, daß er die Lyrik aus der Verkünſtelung zu Wahrheit und Natur zurückgeführt. Aus anerſchaffner Kunſt aber vermag er den Stoff, den er dem eigenſten Leben und Fühlen entnommen, ſo zu formen und zu verklären, daß uns aus ſeinem Liede die ewigen Gefühle der Menſchheit, rein und allverſtändlich, entgegen tönen. Was er in ſeinem inneren Selbſt genoſſen und geduldet, hat er uns allen zugetheilt. So wird er der große, ja der größte Künſtler unter den Lyrikern.

Die Lieder, welche des Dichters Neigung zu Friederike hervortrieb, zeigen uns ſein Gemüth in vollem Einklang

mit der Natur. Kein Gegenſatz der innern Empfindung und der äußern Lebensmächte läßt ſich wahrnehmen. Wenn er aus vollem Herzen der herrlich leuchtenden Natur entgegenjauchzt, ſo gibt ihm die Natur mit ihren tauſend Stimmen eine Antwort, wie ſein Herz ſie erſehnt. Alle leidenſchaftliche Tragik bleibt dieſer Poeſie fern. Dieſe Lieder können als die freie und zugleich als die heiterſte Offenbarung des menſchlichen Gemüthes gelten.

Aber es bedurfte noch einer anderen mächtig entſcheidenden Einwirkung, um den Geiſt des Dichters aller bis dahin getragenen Feſſeln völlig zu entledigen: Herder trat ihm entgegen. Vielleicht zum erſten Mal erfuhr Goethe den Einfluß einer Perſönlichkeit, welcher er in jedem Sinne eine Ueberlegenheit über ſich ſelbſt zugeſtand. Herder, 1744 geboren, zählte nicht nur fünf Jahre mehr als der Straßburger Student; ſeine Leiſtungen, ſeine Schickſale, der männliche Ernſt ſeines Strebens, die Erfahrungen, die er ſchon an ſich ſelbſt und am äußern Leben gemacht, ließen ihn dem Werdenden gegenüber als einen Gereiften erſcheinen. Im Mai 1769 war Herder auf ſein Geſuch der „bishero mit Ruhm und beſtem Beyfall bekleideten Aemter" enthoben worden; er verließ Riga; von leidenſchaftlichem Drange vorwärts getrieben, riß er ſich aus Verhältniſſen los, in denen ein Geiſt, welcher minder lebhaft ins Große und Weite ſtrebte, dauernde Befriedigung gefunden hätte. Durch die „Fragmente über die neuere deutſche Litteratur" und die „Kritiſchen Wälder" hatte er das Anſehen eines Führers der jüngeren Generation gewonnen und zugleich laute, bitter verletzende Feindſeligkeit gegen ſich erweckt. Welch eine Welt von Ahnungen und Anſchauungen, von Wünſchen und Vorſätzen ſich in ſeinem Innern drängte, bezeugt das denkwürdige Journal ſeiner Reiſe vom J. 1769. Nach Straßburg kam er im Beginne

des September 1770 als geiſtlicher Begleiter des jungen Prinzen von Holſtein-Gottorp, von dem er ſich aber nach wenigen Wochen trennte, da er gewillt war, dem Rufe zu folgen, der aus Bückeburg an ihn erging. Die Hoffnung, durch die Kunſt der Straßburger Aerzte von ſeinem Augenleiden befreit zu werden, beſtimmte ihn zu längerem Verweilen in der Univerſitätsſtadt. Er blieb den Winter über bis in den April 1771. Goethe ward ſein treuer Geſellſchafter, und hielt ſtandhaft bei ihm aus in erfreulichen, wie auch in böſen Stunden, in denen durch das Mißlingen der ſchmerzhaften Cur die Stimmung des Leidenden ſich verdüſterte. Wol kehrte Herder das Gefühl ſeiner Superiorität gegen den Jüngeren hervor; er traf ihn mit herben Scherzen und verſchonte ihn nicht mit ſeinen Launen. Aber Goethe ließ ſich nicht abſtoßen; er ſchien ſich liebevoll willig unterzuordnen; was er von Herder empfing, war auch um den höchſten Preis nicht zu theuer erkauft. Herder zog ihn mit Geiſtesgewalt in die großartige litterariſche Bewegung hinein, die er, ſelbſtändig auf Hamann's und Leſſing's Pfaden ſchreitend, kühn befördert hatte und aus eigener Kraft weiter zu leiten entſchloſſen war. Indem er Goethe an ſeinen Einſichten theilnehmen ließ und ihm Ausſichten ins Weite, ja ins Unbegrenzte eröffnete, trieb er unwiderſtehlich ihn aus den engeren Anſchauungen heraus, in denen die Bildung der Zeit ihn bis dahin noch immer befangen gehalten. —

Die Schranken des Herkommens, die auch Goethe in Auffaſſung und Ausübung der Kunſt noch nicht ſiegreich durchbrochen hatte, jetzt fielen ſie nieder. Der Blick ward frei: die Welt- und Völkerpoeſie that ſich in unermeßlicher Ausdehnung vor ihm auf. Derjenigen Satzungen ward nicht mehr geachtet, die nur auf Meinungen, welche nach Zeit und Ort wechſeln, oder auf Ueberlieferung ſich ſtützen. Die

hohle Regel zerbrach. Geltung und Achtung gebührte nur den ewigen Kunſtgeſetzen, welche die Meiſter aller Zeiten in ſich getragen, denen ſie bewußt oder unbewußt gehorchten. Durch Herder lernte Goethe den Unterſchied erkennen zwiſchen dem Zeitlichen und Ewigen in der Poeſie; er ward durch die Schärfe, mit welcher jener das Falſche vom Echten ſonderte, unweigerlich gezwungen, die Götter und Götzen des Jahrhunderts in ihrer wahren Geſtalt oder Mißgeſtalt zu ſehen. Es ward eine heftige, nicht durchaus ſchmerzloſe, aber durchaus heilſame Erſchütterung in ſeinem geiſtigen Daſein bewirkt. Herder zerſtörte ihm den Wahnglauben an unrechtmäßige oder zwangsweiſe aufrecht erhaltene Autoritäten; aber er gab ihm den rechten Glauben an die Schöpferkraft des menſchlichen Geiſtes; er weihte ihn ein zur Erkenntniß des wahrhaft Großen, was dieſer Geiſt in den verſchiedenen Epochen der Geſchichte der Menſchheit aus ſich erzeugt hatte. Wenn er auch den jüngeren Freund durch Scherz und herben Ernſt oft niederſchlug und ihn zuweilen vielleicht mit unbilliger Härte an ſeine Unzulänglichkeit mahnte, ſo mußte dem ſuchenden und ringenden Dichtergeiſte doch durch alle dieſe ihm zuſtrömenden Anregungen die köſtliche Zuverſicht auf ſein eigenes ſchöpferiſches Vermögen beſtärkt werden. Nun erſchien ihm die Bibel als poetiſche Uroffenbarung wie von einem neuen Lichte beſtrahlt. Der Geſang Homer's tönte aus dem Innern des wunderſamſten Volkslebens als veredelter Naturlaut einer jugendlich kräftigen Menſchheit hervor. Shakeſpeare's Geſtalt erſchien in ihren wirklichen Umriſſen; die Beſchäftigung mit dem Volksliede, deſſen im Elſaß erhaltenen Reſten Goethe mit Erfolg nachſpürte, leitete zu der Einſicht, daß die poetiſche Fähigkeit als eine der geſammten Menſchheit verliehene Gabe aufzufaſſen ſei, die in einzelnen Erkorenen ſich zum höchſten Grade der Ausbildung ſteigere.

Nachdem Herder aus Straßburg geſchieden, hegte und befeſtigte Goethe die neu gewonnenen Ueberzeugungen in ſeinem Innern; er predigte ſie mit hinreißendem Eifer und verbreitete ſie in ſeinem Freundeskreiſe, der ſich rückhaltlos zu ihnen bekannte.

Von ihnen ward auch Lenz ergriffen, der ſie hernach mit einer ins Tumultuariſche gehenden, halb kindiſchen Heftigkeit vortragen und vertheidigen ſollte. Um das Ende des April 1771 hatte er ſich in Straßburg eingefunden; ſeine Beziehung zu Goethe konnte damals noch keine innige werden. Was die um Goethe verſammelten Freunde zu geiſtiger Gemeinſchaft verband, war vornehmlich die Bewunderung Shakeſpeare's oder vielmehr die leidenſchaftlich unbedingte Liebe zu ſeinen Werken. In ihnen erblickte man die Natur ſelbſt; das Schickſal der Menſchheit, das Geſchick des Einzelnen ward durch ſie offenbart; aus ihnen vernahm man mächtige Naturworte, die man ausdeuten, aber nicht abſchwächen, deren Gehalt man ſich aneignen, aber nicht kritiſch wägen ſollte. Die ſcheinbare Freiheit, in welcher ſich die Form des Shakeſpeare'ſchen Dramas bewegt, die Vernichtung jedes ſichtbaren Regelzwanges ſchmeichelte dem unbändigen Freiheitsgefühl, das in dieſer litterariſchen Jugend auf- und abſtürmte. Sie verehrte in dem Briten den Führer zur Selbſtändigkeit.

Während ſie an der Rieſengeſtalt des Dichters hinaufſtaunte, verhöhnte ſie „die Herren der Regeln in ihrem Loch", welche den herkömmlichen Maßſtab, der nicht mehr giltig war, an die Größe einer ſolchen Erſcheinung anlegen und ſie als ungeheuerlich verſchreien wollten. Und jene Selbſtändigkeit ſollte nicht nur von dem Einzelnen errungen, ſie ſollte dem Geiſte der geſammten Nation zurückgegeben werden. Deutſch zu ſein in Leben und Kunſt, das Vaterländiſche in Wiſſenſchaft und Sitte zu pflegen, das Fremde, das ſich ge-

bieterisch aufdrängen wollte, abzuwehren, das erschien als Pflichtgebot, dem man aus innerster Neigung folgte. In der Nähe Frankreichs, auf einem Boden, der nicht mehr für deutsch gelten konnte, warfen sich die Genossen, denen Goethe voranging, zu Gegnern und Verächtern alles französischen Wesens auf. Hier ward der entscheidende äußere Anstoß zu der Umwälzung gegeben, deren Wirkungen sich alsbald über die ganze Breite der deutschen Litteratur ausdehnten und diese in ihren Tiefen umgestalteten. Die Litteratur Frankreichs, die sich noch immer mit ihrer vermeintlichen Herrschaft über Europa brüstete, erschien altersmatt; sie war verneinend und glaubenslos. Von ihr wandte Goethe sich ab, um Blick und Sinn in die deutsche Vergangenheit zu richten, deren Kunstherrlichkeit im Straßburger Münster ihm verkörpert vor Augen stand. Er erbaute sich an den schriftlichen Zeugnissen, die unsere Vorfahren von ihrem Sein und Treiben hinterlassen haben. Mochte die Darstellung in diesen Schriften auch noch so ungelenk sein, so trat doch aus ihnen die Gestalt der Vorzeit seiner bildenden Phantasie entgegen. Und so konnte wol im Anblick des Münsters ihm der Gedanke aufsteigen an eine Dichtung, die, ähnlich wie sein Götz, der frischen Gegenwart angehörte und doch den Hauch verschwundener Jahrhunderte spüren ließe.

Während so unter der gemeinsamen Einwirkung Homer's und Shakespeare's, der biblischen Poesie, des classischen und des heimischen Alterthums der deutsche Dichter sich in ihm ausbildete, rückte die Zeit des Abgangs von Straßburg immer näher. Dem Verlangen des Vaters gemäß sollte er bei seiner Promotion den Erfolg seiner juristischen Studien durch eine gedruckte Abhandlung öffentlich documentiren. Er hatte denn auch der Facultät eine gewandt und lebhaft geschriebene Abhandlung überreicht, in welcher er den Grundsatz verfocht,

daß dem Gesetzgeber nicht nur das Recht zustehe, sondern die Pflicht obliege, für Geistlichkeit und Laien einen gewissen Cultus zu bestimmen. Ohne das Verdienstliche der Arbeit zu verkennen, hegte die Facultät doch ernste Bedenken gegen den Stoff derselben. Sie wünschte nicht, eine Dissertation solches Inhalts unter ihren Auspicien gedruckt zu sehen, erbot sich aber, den Verfasser nach seinem Wunsche zum Licentiaten der Rechte zu befördern, wenn er, wie es in Straßburg damals nicht selten geschah, über Thesen disputiren wollte. So setzte denn Goethe 56 Positiones juris auf, unter denen sich auch eine These gegen die Abschaffung der Todesstrafe befand; sie wurden gedruckt; am 6. August 1771 ward die heitere Feierlichkeit der Disputation vollzogen, und der Dichter konnte als graduirter Rechtsgelehrter den Heimweg antreten.

Er verließ den Straßburger Boden im sichern Gefühl erlangter Freiheit; die Fesseln französischer Bildung waren von ihm abgefallen. Er verließ diesen Boden voll kühner Gedanken, voll aufstrebender Hoffnungen, aber auch mit einem Schmerzgefühl, das der Trennung von Friederiken folgen mußte. Eine unruhig wogende Stimmung bemächtigte sich seiner; unter den wechselnden Eindrücken der Reise, vor allem beim Anblick der Abgüsse, die im Mannheimer Antikensaal versammelt waren, schien sie sich zu beschwichtigen; aber sie brach mehr als ein Mal wieder hervor, nachdem er schon längst die Schwelle des Vaterhauses wieder überschritten hatte.

Dennoch wurden die Aufgaben des praktischen Lebens ohne Verzug rüstig ergriffen. Schon am 28. August, also im Beginne seines 23. Jahres, wandte sich der Licentiat an das höchste Gericht Frankfurts mit dem Ersuchen, ihm die Ausübung der Advocatur zu gestatten; drei Tage hernach

ward er der Gewährung seiner Bitte versichert. Die von G. L. Kriegk 1874 bekannt gemachten Actenstücke zeigen, daß er die Geschäfte, die sein juristischer Beruf ihm zuführte, mit ernsterem Sinne betrieb, als seine eigenen Aeußerungen vermuthen lassen. Unstreitig benahm er sich auch hier mit der pflichtmäßigen Gewissenhaftigkeit, die er hernach als weimarischer Staats- und Geschäftsmann niemals verläugnet hat. Die juristische Thätigkeit seiner Frankfurter Jahre, die freilich, bei seiner Art zu leben und zu schaffen, manche Unterbrechung erleiden mußte, kann immerhin als eine förderliche Vorbereitung zu seinem späteren amtlichen Wirken gelten. Erleichtert ward ihm die Praxis durch die Gewandtheit eines Schreibers, Liebholdt, dem alle Formalien geläufig waren, vor allem aber durch die Theilnahme des Raths Goethe, der nun in Angelegenheiten des Sohnes seine tüchtige Rechtskenntniß freudig zur Geltung brachte. So blieb dem jungen Advocaten Raum genug, die poetischen Geister walten zu lassen. Und sie zogen mit Macht heran.

Am 14. October hatte er in enthusiastischer Rede Shakespeare als seinen Freund gefeiert, dem er seine geistige Erleuchtung verdanke, dem er in der Nebenrolle eines Pylades zur Seite bleiben möchte; und im folgenden Monat war er ganz hingenommen von der Arbeit an einem Werke, das wenigstens unter dem Anhauch des Shakespeare'schen Geistes entstand. Er brachte die Lebensgeschichte Götzens von Berlichingen in dramatische Form; das ungefüge Büchlein, in welchem der Ritter selbst über sein Thun und Treiben berichtet, hatte die Anregung und den Stoff gegeben. Vor dem Auge des Dichters stand das Bild der Zeit, die er darstellen wollte, in großen Zügen fest; Begebenheiten und Charaktere waren sorgfältig, wenn auch nicht nach dem Gesetze innerer und äußerer Einheit, geordnet. Nachdem die Ausführung

einmal begonnen war, wuchs das Werk rasch unter dem herzlichen Beifalle der Schwester, die nach wie vor die Vertraute seines Geistes blieb. Er arbeitete mit einer Leidenschaft, daß er „darüber Sonne, Mond und die lieben Sterne vergaß". Indem er die lockenden Einzelheiten seines Stoffes liebevoll ergriff und sie mit besonderer Neigung ausbildete, ließ er die Gesammtwirkung aus der Acht. Wie die Scenen sich aneinander reihten, wurden sie Cornelien mitgetheilt; nach etwa sechs Wochen, noch vor dem Ende des Jahres, gelangte das Werk zum Abschluß. Die „Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand, dramatisirt", ward nun dem Urtheil der Freunde, Salzmann und Herder, vorgelegt. Auch ein neu gewonnener Freund konnte bald sein Urtheil sprechen: J. H. Merck in Darmstadt (1741 — 91). Durch die Brüder Schlosser ward Goethe diesem eigenartigen Manne zugeführt, der damals auch mit Herder in Verbindung stand. Wie entschieden auch in der Natur Merck's das kritische und verneinende Element vorwalten mochte, so hat er doch offenbar in Goethe den mächtig sich entfaltenden Dichtergeist gleich im Beginne erkannt. Wenn er auch so wenig, wie irgend einer der übrigen Zeitgenossen, den ganzen Umfang des Goethe'schen Wesens zu überblicken vermochte, so war er doch vielleicht einer von den ersten, die deutlich einsahen, in welcher Richtung sich dieser Dichtergeist vorwärts bewegen müßte. So lange er selbst gesund blieb an Geist und Gemüth, kam er niemals in Gefahr Goethe mißzuverstehen. Schärfe der Beobachtung und nicht minder Schärfe des witzigen Wortes war ihm eigen; er war ein tiefdringender, wenn auch nicht ganz unbefangener Menschenkenner; denn mancherlei Erfahrungen hatten ihn verbittert. Obgleich Productivität im höheren Sinne ihm versagt blieb, so mußte er sich doch auf littera-

rischem und wissenschaftlichem Gebiete unabläßig regen und bewegen. Daß er seine Naturstudien nicht als Liebhaber, sondern als ernster Forscher betrieb, kam hernach dem Dichter, als auch dieser zum Forscher wurde, vielfach zu gute. Sowie er sich darstellte, mit allen Mängeln, mit allen Ecken und Zacken seiner Natur, war Merck damals für Goethe ein hochwichtiger Genoß, in manchen Fällen ein Führer.

Bald sah sich Goethe in den Darmstädter Kreis hineingezogen. Neben Männern, wie Petersen und Wenck, fand er dort auch Caroline Flachsland, Herder's Braut. Aus manchen noch vorhandenen Zeugnissen und Berichten wissen wir, welch ein geistig bewegtes Treiben in dieser „Darmstädter Gemeinschaft der Heiligen" herrschte; selbst wenn es bis zur Ausgelassenheit stieg, blieb es noch poetisch veredelt. Goethe angeregt und anregend, griff heiter und kräftig ein; hier traf er auf Gemüther, denen er mit seinen eben entstandenen Werken und Werkchen eine echte Lust bereitete und die ihm mit dankbarer Empfänglichkeit lohnten.

Durch Merck ließ er sich zur Mitarbeit an den Frankfurter gelehrten Anzeigen bestimmen. Dies kritische Blatt, das mit dem Beginne des J. 1772 erschien, war der Verkündigung der neuen Ansichten und Tendenzen gewidmet, welche damals unter dem Widerstande der älteren Generation, sich in Leben, Kunst und Wissenschaft herrschend verbreiteten. Kaum zwei Jahre lang konnten die „Anzeigen" diesem ihrem ursprünglichen Zwecke treu bleiben. Im ersten Jahre gab Goethe eine reichliche Beisteuer: seit dem 11. Februar mag er etwa 27 Recensionen geliefert haben; im folgenden kamen wol nicht viel mehr als acht hinzu. Diese Aufsätze, die oft von lauterem Jugendfeuer durchglüht sind, deuten sammt und sonders in die Zukunft. Der Kritiker, der hier mit dichterischem Schwunge, zuweilen ungestüm, aber nie ohne Klar-

heit, redet, er will Raum machen für eine neue Poesie und Kunst; nur auf die Natur, auf das ewig Wahre, soll der Künstler blicken. Der Bruch mit dem Herkömmlichen wird unwiderruflich ausgesprochen.

Wie Goethe's Leben sich jetzt von Jahr zu Jahr, von Monat zu Monat, nach allen Richtungen hin unaufhaltsam ausbreitet und in die mannichfachsten Beziehungen zur Welt und Menschheit tritt, mahnt es an das eigene Wort des Dichters: „Mit jedem Schritt wird weiter die rasche Lebensbahn". Von der Fülle dieses immer mehr sich ausbreitenden Lebens durch flüchtige Andeutungen einen Begriff zu geben, wird unmöglich. Wir müssen uns bescheiden, auf die wichtigsten Lebenspunkte, auf die folgenreichsten Wendungen im Lebensgange nur hinzuweisen. Eben so unmöglich wird eine Betrachtung alles dessen, worin dies Dasein nothwendig seinen höchsten Ausdruck findet, der dichterischen Schöpfungen, der wissenschaftlichen Leistungen. Es muß genügen, wenn nur die Erinnerung an einige derselben geweckt wird.

Im Frühling 1772 finden wir den jungen Rechtsbeflissenen in Wetzlar, am Sitze des Reichskammergerichts. An dieser Stätte sollte das deutsche Recht in voller Majestät thronen und von dort seine heilbringende Wirksamkeit über die deutschen Lande ausdehnen; dort sollte Goethe die abschließenden juristischen Weihen empfangen. Am 25. Mai als „Praktikant" immatriculirt, verweilte er dort bis zum 11. September. Der Einblick in die völlig entarteten Rechtsverhältnisse konnte ihm weder tröstlich noch belehrend sein. Er sah in eine rettungslose Verworrenheit hinein, in eine Welt von Mißständen und Mißbräuchen, die sich durch eine Reihe von Menschenaltern unter dem Scheine der Gesetzmäßigkeit schmählich behauptet hatten. Er mochte sich auch hier wol fragen, wie es doch möglich sei, daß das heilige römische

Reich noch zusammenhalte. Doch lasteteten derartige Betrachtungen sicherlich nicht allzu schwer auf seinem Gemüthe. Er fand Erholung bei den Alten, denen er sich, wie schützenden Genien, mit wachsender Innigkeit anschloß. Er las seinen Homer, seinen Pindar; man wußte in Wetzlar, wie eifrig er sich dieser edlen Neigung hingab. Von den schönen Geistern des Orts ward er als eine aufstrebende, ja fast schon wie eine anerkannte Größe empfangen, obwol sein Name über den Kreis der persönlichen Freunde noch nicht hinausgedrungen war. Männer, wie Gotter, Goué, Kielmannsegge lockten ihn in eine lustig-phantastische Ordensbrüderschaft; er konnte sich in ein erneutes akademisches Leben versetzt wähnen. Was aber jenem Wetzlarer Sommer Reiz und Bedeutung verlieh, das war das trauliche Verhältniß zu der Familie des Deutschordens-Amtmanns Buff. Im Mittelpunkte derselben stand die Tochter Charlotte (11. Januar 1753 bis 16. Januar 1828), ein reines deutsches Mädchenbild, in einfacher Lieblichkeit anziehend, umgeben von einer Geschwisterschaar, über der sie mit der Sorgfalt einer Mutter wachte. Schon seit einigen Jahren hatte sie dem Legationssecretär J. Chr. Kestner (28. August 1741 bis 24. Mai 1800), der damals bei der hannöverschen Kammergerichtsvisitation thätig war, ihre Hand zugesagt. Am 9. Juni sah Goethe zuerst auf einem ländlichen Ball das 19jährige Mädchen. Wir dürfen dem Bräutigam trauen, wenn dieser, der seine Worte bedächtig abwägt, von ihr rühmt, ihr Blick sei wie ein heiterer Frühlingsmorgen. Weil sie den Tanz liebte, blickte sie an jenem Tage noch heiterer als sonst. Ohne daß sie es wollte oder merkte, war Goethe für sie gewonnen. Es zog ihn von nun an immer wieder in ihre Nähe. Hatte sie ihm zuerst gefallen, wie sie voll harmloser Laune sich dem Vergnügen hingab, so lernte er nun auch

ihr häusliches Thun und Walten schätzen. Das deutsche Haus ward für ihn ein Heimathsort. Er spielte mit den Kindern und war ernst und gemüthvoll, heiter und melancholisch mit den Erwachsenen. Er gab sich in der ganzen Unbefangenheit seines Wesens, und eben dadurch machte er sich den Großen, wie den Kleinen unentbehrlich. Könnte man aus dem ersten Theile des Werther alles entfernen, was der Darstellung den düster drohenden Hintergrund gibt und die unausweichliche Katastrophe vorbereitet, so gewänne man ein treues Bild des Zustandes, der den Dichter damals in Lottens Nähe beglückt hat. Aber während ihn dies Glück noch ganz umfing, fühlte er sich schon gedrungen, Lottens Erscheinung, wie sie ihm unmittelbar vorschwebte, mit festen und hellen Strichen zu zeichnen. In der Recension der „Gedichte von einem polnischen Juden", welche die Frankfurter Anzeigen am 1. September brachten, finden wir freilich die Tochter des Amtmanns Buff nirgends genannt; wir wissen aber, von welchem Urbild Goethe die Züge borgte, mit denen er das Mädchen schildert, das er einem unter dem Segen des vaterländischen Genius aufblühenden Dichterjünglinge zur Gefährtin wünscht. Kestner sah in dem Freunde seiner Braut auch den eigenen Freund. Er hatte, auf seine Weise, das Außerordentliche in Goethe's Natur wohl erkannt; er war zugleich von dessen Edelsinn und der Treue Lottens so innig überzeugt, daß er von dem Verkehr der Beiden keinerlei Gefahr für sein eigenes Glück besorgte. Dennoch war es heilsam, daß Goethe mit kühnem Entschluß durch eine tapfere Flucht sich und die Freunde vor den Conflikten sicher stellte, denen bei längerer Dauer eines so hoch gespannten Verhältnisses selbst die edelsten Charaktere nicht hätten entgehen können. Er wanderte nach Ehrenbreitstein bei Koblenz zur Familie La Roche; in dem litterarisch-

geſelligen Cirkel, der ſich ihm hier aufthat, mangelte es nicht an neuen Eindrücken, nicht an Gelegenheit zu neuen Wahrnehmungen, an denen der Poet ſich bereichern konnte. Ein etwa fünftägiger Aufenthalt genügte, ihn auch in dieſer Familie völlig heimiſch zu machen, welche dann durch verſchiedene Generationen hindurch ihm verbunden bleiben ſollte.

Goethe wandte ſich zurück nach Frankfurt; dort, in der Vaterſtadt, im Elternhauſe, auf ſeiner hochgelegenen Stube, welche bald die Abbilder antiker Gottheiten zu einer wahren Künſtlerwerkſtätte weihten, dort ſchuf oder entwarf der Dichter in ununterbrochener Reihenfolge während der nächſten drei Jahre die Werke, die das neue Zeitalter der deutſchen Litteratur eröffneten.

Aus Wetzlar hatte er den Keim der Dichtung mitgenommen, die zwei Jahre hernach die Gemüther in Deutſchland, dann in der ganzen gebildeten Welt ſo übermächtig erſchüttern ſollte. Die Wetzlarer Freunde aber vernahmen ſeine friſchen Geiſtes- und Herzensworte in zahlreichen Briefen, aus denen die Reinheit ſeines Gemüths vielleicht am ungetrübteſten widerſcheint. Jeder dieſer Briefe, von denen mancher ein köſtliches Gedicht zu nennen iſt, bezeugt ſein unaufhörliches Wachſen an Geiſt und Kunſt. Auch nachdem der Palmſonntag 1773 Lotte und Keſtner für immer vereint hatte, blieb Goethe unverändert der Freund des Ehepaares, bis mit dem Erſcheinen Werther's eine erklärliche Störung eintrat, der aber im Verlaufe der Zeit die erwünſchte Ausgleichung folgte.

Noch vor dem Ende des J. 1772 ward der Bogen „Von deutſcher Baukunſt“ ausgefertigt, den dann Herder zu verdienten Ehren brachte, indem er ihn aufnahm in die Sammlung „Von deutſcher Art und Kunſt“, ſo daß nun Erwin v. Steinbach neben Oſſian und Shakeſpeare erſchien.

Die ersten Monate des J. 1773 waren der Umgestaltung des „Götz“ gewidmet, bei der sich Goethe durch strengere Grundsätze des Stils und der künstlerischen Behandlung leiten ließ. Als das so geläuterte Werk im Juni ans Licht kam, erregte es ganz Deutschland. Es war die Erstgeburt des Genius; er offenbarte sich gleich in ganzer Größe, mit überraschender Gewalt. Goethe ward das Haupt der jungen Dichterschule, der anerkannte Führer der Bewegung, der Befreier, der vom starren Regelzwange zu Wahrheit und Natur zurückführte.

Kaum übersehbar sind die Productionen und Entwürfe, die sich jetzt aus dem Geiste des Dichters hervordrängten. Und von wie manchen ist uns nur unsichere Kunde erhalten! Kurz vor und nach dem Götz ließ er zwei Schriftchen theologischen Inhalts ausgehen; mit ihnen muß man den im Februar 1774 gedruckten Prolog zu Bahrdt's Offenbarungen verbinden, um zu erkennen, daß Goethe dem leeren und anmaßlichen Rationalismus eben so fremd und feind ist, wie dem gemüthlosen Buchstabenglauben. Den Volkston des 16. Jahrhunderts erneuerte er in derben Fastnachtsspielen und Farcen. Wenn auch hinter den Masken, die hier auftreten, meist Personen aus der ihn umgebenden Gesellschaft versteckt sind, so greifen diese Scherze doch weit über seinen gesellschaftlichen Kreis hinaus. Mit dem unbegrenzten Muthwillen der echten Komik, die sich dem echten Ernst keineswegs widersetzt, bekriegt und negirt er alles Halbe, Schiefe, Unwahre und Schwächliche, das sich unter dem Schutze des Zeitgeistes, im Gefolge falscher Tendenzen, Geltung und Ansehen erschleichen will. Die alte, volksmäßige Weise, die Goethe hier wieder einführt und die er auch im ersten Faust so vielfach anklingen ließ, behandelt er nicht als ein Nachahmer. Er fühlt sich den alten Meistern, einem Hans Sachs und dessen Zeitgenossen, wirklich congenial; die alte Form muß in seinem

Künſtlerſinne natürlich wieder auferſtehen; er handhabt ſie mit ſo ſicherer Freiheit, als ob er ſie ſelbſt ſich erfunden und zugerichtet hätte. Erſchien er hier der älteren deutſchen Zeit verwandt, ſo mußte er zugleich ſeine Verwandtſchaft mit dem claſſiſchen Alterthum erweiſen. Nicht ungeſtraft durfte der ganz modern geartete Wieland den Euripides herabziehen, um ſich ſelbſt gegen ihn in Vortheil zu ſetzen. In der Farce „Götter, Helden und Wieland", die im October 1773 wie durch einen glücklichen Wurf entſtand, ward das Griechenthum gegen die entſtellende und verkleinernde Auffaſſung der Neueren mit keckem Spott, mit Entrüſtung und Begeiſterung vertheidigt; der angeborenen, wenn auch zuweilen ungezogenen Kraft einer unverkünſtelten Menſchheit ward zum Rechte verholfen gegen moderne Schwächlichkeit und Verzärtelung. Der Dichter des Prometheus war zu einer ſo nachdrücklichen Apologie des Alterthums wohl berufen. Jenes gewaltige Drama, das ſich neben den vollendeten Fauſt wie ein ragender Torſo ſtellt, war beſtimmt, dem menſchlichen Selbſtbewußtſein den ſchärfſten Ausdruck zu verleihen oder vielmehr das Selbſtgenügen des ſchöpferiſch bildenden Menſchen zu verkündigen, ſo wie das rückſichtsloſe Widerſtreben gegen die „ſtolzen Bewohner des Olympus", die ſich unendlich und allmächtig wähnen. Die zwei Acte des Fragments, die dem Jahre 1773 angehören, wurden dem Freundeskreiſe bald bekannt; in den Beſitz der Nation gelangten ſie faſt ſechs Jahrzehnte ſpäter durch die Ausgabe letzter Hand. Um dieſelbe Zeit, wie den Prometheus, wahrſcheinlich ſchon früher, muß Goethe auch den großartigen Plan des „Mahomet" ergriffen haben; die Ausführung einzelner hervorſtechender Momente der Handlung ward begonnen. Ein „Julius Cäſar" tauchte auf, der ſich ſchon in der Straßburger Zeit hatte blicken laſſen;

„Faust" kam immer näher und wuchs immer mächtiger empor.

In den beiden folgenden Jahren blieb der erregte Schaffensdrang unvermindert und ungehemmt. Nach langer, stiller Vorarbeit war endlich der Werther im Goethe'schen Geiste gereift. Der Dichter befreite sich durch dies Werk für immer von den krankhaften Elementen der Zeitstimmung, die auch an ihn herangedrungen waren, er verfuhr als ein darstellender Künstler höchster Art, der kein anderes Gesetz kennt, als das der inneren Wahrheit. Die Heilung sollte vorbereitet werden durch Aufdeckung der Krankheit. Wer darf es ihm nun zur Schuld anrechnen, wenn die Zeitgenossen, von dem realen Inhalt des Werkes ergriffen, gerade durch die Treue und die beispiellose Gewalt der Darstellung sich verleiten ließen, aus einer Dichtung, die, richtig erfaßt, dem Uebel hätte wehren müssen, neuen Krankheitsstoff zu saugen? Er mußte es ruhig geschehen lassen, daß man die im Werke selbst enthaltene Warnung überhörte; er konnte nicht hindern, daß andere jenen quälenden Wahnbildern nachjagten, die er selbst von sich weggescheucht hatte. Die künstlerische Weisheit, die hier ein so fest geschlossenes Ganzes formte, konnte erst gewürdigt werden, als die unmittelbare Wirkung des Stoffes gebrochen war. Dieser Stoff selbst, wie geringhaltig kann er auf den ersten Blick erscheinen! Aber Goethe wußte ihn dadurch zur höchsten Bedeutung zu erheben, daß er den ganzen geistigen Gehalt der Zeit hier zusammendrängte, daß er allem, was die Gemüther erfüllte und bewegte, hier einen Eingang verstattete. So wird das Büchlein Werther zum Spiegelbild einer bestimmten Epoche des deutschen Lebens.

Der 1. Februar 1774 war der Tag, an dem Goethe die abschließende Ausarbeitung begann; in den nächsten vier bis sechs Wochen erhielt der Roman die Gestalt, in welcher

er dann im Herbſt vor dem deutſchen Publicum erſchien. Aber noch vor den „Leiden des jungen Werther's“ war das Trauerſpiel „Clavigo“ der Oeffentlichkeit übergeben worden, das wirkungsvollſte unter den unmittelbar für die Bühne berechneten Stücken Goethe's. Die Memoires des Beaumarchais weckten in ihm „romantiſche Jugendkraft“; was dieſer aventurier français mit ſo gewandter Beredſamkeit erzählte, verſchmolz mit Dem, was er an ſich ſelbſt erfahren und in ſich ſelbſt erlebt hatte; ſo folgte dem Abſchluſſe des Romans unmittelbar dies Drama, für welches er weislich eine ſtrengere oder, wenn man will, beſchränktere Form gewählt hatte. Klopſtock hatte ſein Wohlgefallen an dem Stück; die jungen Verehrer des Götz wollten jedoch in dieſem regelmäßigen, der herkömmlichen Weiſe mehr angenäherten Drama ihren vergötterten Dichter kaum wieder erkennen.

Was damals ſonſt noch in dramatiſcher Form erſchien, reichte nicht an die Bedeutung des bisher Geleiſteten. Doch auch dieſe minder gehaltvollen Arbeiten wurzeln ganz in des Dichters Leben; auch ſie bezeugen, was ſich in ſeinem Inneren zugetragen. Wir nennen die Schauſpiele mit Geſang „Erwin und Elmire“ (gedruckt 1775) und „Claudine von Villa Bella“ (gedruckt 1776), in welchen beiden neben naturkräftiger, oft abſichtlich ins Derbe getriebener Proſa die lieblichſten Liedestöne vernommen werden; ferner das mit gährender, glühender Leidenſchaft ſo überreich ausgeſtattete „Schauſpiel für Liebende“, Stella. Den Commentar zu dieſem uns ſo ſeltſam anmuthenden Erzeugniſſe des Jahres 1775 haben wir wol nicht in des Dichters eigenen Lebensverhältniſſen allein zu ſuchen. Goethe iſt auch hier ein treuerer Dolmetſcher der durch jene Zeit verbreiteten Geſinnungen, als der ungläubig ſich verwundernde Leſer unſerer Tage ahnen mag.

Das Bedeutendste, das damals unternommen ward, mußte dem Publicum vorenthalten bleiben. Zum Genusse der köstlichen Fragmente des „Ewigen Juden" wurden sicherlich nur wenige Freunde zugelassen. Vom Faust drang eine Kunde in weitere Kreise; aber der Einblick in die damals schon ausgeführten Theile ward auch nur den Mitstrebenden und Vertrauten, oder einem älteren verehrten Meister, wie Klopstock, verstattet. Wenn Goethe seit dem Herbste 1774 den litterarischen Genossen die fertigen Scenen vorlas, so glaubten jene, das Stück nähere sich bereits der Vollendung. Im folgenden Jahre war dann die Arbeit daran noch überaus ergiebig. Schon damals muß der Faust den Charakter eines allumfassenden Gedichts getragen haben, eines Gedichts, von dem, wie Schelling später rühmte, eine Kraft ausgeht, welche das Innerste der Welt bewegt. Schon damals müssen auch in der Sprache und Versification alle die Eigenschaften hervorgeleuchtet haben, die mehr als 50 Jahre hernach, A. W. Schlegel preist, indem er bekennt, daß die hier bewährte Meisterschaft ihn in immer neues Erstaunen versetze, und dann hinzufügt: „alles ist unmittelbar und augenblicklich, alles ist Leben, Charakter, Seele, Geist und Zauberei". Wenn wir nun diesen Werken, die neben einander in des Dichters Geiste Raum hatten, noch den „Egmont" beigesellen, der im Herbste 1775 schon sehr weit gediehen sein muß, und zugleich an „Hanswursts Hochzeit" erinnern, so scheint sich die in jenen Jahren thätige Schöpferkraft ins Unermeßliche auszudehnen.

Zwischen diesen umfassenden Dichtungen schlingen sich die kleineren Lieder hindurch, aus denen die wechselnden Herzensstimmungen und Seelenregungen — und sie wechselten in jenen Jahren sehr lebhaft, — rein und entzückend hervorklingen. Zu einer besonders anziehenden lyrischen Gruppe

vereinigen sich die Gedichte, die sich auf Goethe's Beschäftigung mit der bildenden Kunst beziehen und sein damaliges Kunstevangelium enthalten.

Unser Staunen über Zahl und Bedeutung dieser Productionen muß sich noch steigern, wenn wir uns die äußeren Lebenszustände Goethe's anschaulich machen. Mochte sein Geist auch unaufhörlich arbeiten, so war es ihm doch selten möglich, sich, wie es etwa bei Abfassung des Werther geschah, zu völlig gesammelter Thätigkeit ganz in sich selbst abzuschließen. Der Verkehr mit der freien Natur, der Verkehr mit den Menschen durfte nie lange unterbrochen werden; ja das Wogen und Treiben dieses gesellschaftlichen Verkehrs begünstigte die freie Entfaltung des dichterischen Vermögens. In Frankfurt drängten sich die Jugendfreunde um ihn, denen andere beitraten, die mit Recht oder Unrecht als seine Genossen gelten wollten. Seitdem sein Name durch ganz Deutschland erklang, kamen sie von allen Enden herbei, die Welt- und Geschäftsleute, die Männer der Litteratur und Wissenschaft, die Meister und Gesellen, Anhänger der älteren Zeit und Kunst und gläubige Jünger der neuen Schule; sie alle näherten sich dem Genius, um ihn anzustaunen, sich mit Begeisterung seiner zu erfreuen oder ihn wenigstens wie eine Erscheinung ohne gleichen zu beobachten. Er aber bezwang die Herzen, indem er die Geister unterjochte. Das Dämonische seines Wesens brach oft mit ungezähmter Gewalt hervor; aber unter dem Eindrucke seiner Herzensgüte fühlte man die Furcht vor seiner Größe schwinden. Die meisten von Denen, die tiefer in seine Natur hinein sahen, hätten seinen eigenen Satz bekräftigen können, daß es gegen große Vorzüge eines Andern kein Rettungsmittel gibt als die Liebe. Nach dem ersten längeren Beisammensein mit ihm schreibt Lavater an Zimmermann: „Du würdest

ihn vergöttern, er ist der furchtbarste und liebenswürdigste Mensch".

Die Schwester war damals nicht mehr an seiner Seite. Als Gattin J. G. Schlosser's, dem sie am 1. November 1773 angetraut worden, hatte sie das elterliche Haus verlassen. Durch frühen Tod (1777) sollte sie bald dem Manne wieder entrissen werden, der sie als die „schönste Weiberseele" erkannte. Ihre Entfernung machte sich dem Bruder fühlbar genug. Die entstandene Lücke konnte nicht ausgefüllt werden durch die Beziehungen zu Maximiliane Brentano, der Tochter der Frau von La Roche, noch weniger durch das freundliche, aber leidenschaftslose Verhältniß zu Anna Sibylla Münch, aus dem die Eltern gern ein dauerndes Bündniß hätten hervorgehen sehen. Für alles, was er entbehren mochte, ward ihm in anderer Weise reichlicher Ersatz. Im J. 1774 knüpften sich Verbindungen mit den bedeutendsten Persönlichkeiten. Im Juni und Juli war er mit Lavater und Basedow zusammen; mit den beiden Propheten, von denen der letztere sich oft so wunderlich geberdete, ward jene Rheinreise unternommen, deren Goethe in Vers und Prosa gedenkt, und deren einzelne Momente uns jetzt aus Lavater's Tagebuche so anschaulich entgegentreten. In dieselbe Zeit fällt die Stiftung des Freundschaftsbundes mit Fr. Heinr. Jacobi. Das Gefühl des Widerwillens, das Goethe bisher gegen diesen und gegen dessen ganzes Sein und Thun gehegt und sogar in einer verwegenen Farce kundgegeben hatte, es war bei dem ersten persönlichen Zusammentreffen wie ausgelöscht. Der Geist Spinoza's schien über den Beiden zu schweben und sie einander entgegenzuführen. Jacobi, in der Philosophie bewanderter als Goethe, hatte durch eindringendes Studium sich mit der Ethik Spinoza's vertraut gemacht; der Dichter hatte aus ihr Beruhigung geschöpft und Aufklärung über sein

eigenes Streben gewonnen. Die neuen Freunde konnten ſich nicht genug thun in wechſelſeitiger Mittheilung alles deſſen, was ihr Inneres ausfüllte. Für immer, ſo ſchien es, hatten ſie ſich aneinander geſchloſſen; Jacobi glaubte den Mann gefunden zu haben, deſſen ſein Herz bedurfte, den Mann, der das ganze Liebesfeuer ſeiner Seele aushalten konnte. Wirklich vermochten ſie ſich niemals wieder ganz von einander loszureißen; aber Zerwürfniſſe traten ein, die auf den Gegenſatz der Naturen deuteten; Entfernung und Entfremdung ward unvermeidlich. Die alte Liebe oder vielmehr das Andenken derſelben verſöhnte und einigte ſie dann wieder; dennoch mangelte das gegenſeitige Verſtändniß, das allein den Bund innerlich hätte feſtigen können.

Im October jenes Jahres und im März des folgenden erſchien Klopſtock, dem Goethe ſich ſchon brieflich genähert (28. Mai 1774), dem er eben noch im Werther ſeine Huldigung dargebracht hatte. Der Erneuerer der deutſchen Poeſie ſtand damals noch dem Jüngeren mit einer Art von väterlichem Anſehen gegenüber; er vernahm mit Beifall, was dieſer ihm von ſeinen neueſten Arbeiten vortragen mochte. Die wichtigſte Begegnung aber fand in eben den Tagen ſtatt, da die Freundin Klettenberg (13. Decbr. 1774) die Erde verließ.

Der 17jährige Erbprinz von Weimar, Carl Auguſt, und ſein jüngerer Bruder, Conſtantin, waren, von dem Grafen Görtz und dem Hauptmann K. L. v. Knebel begleitet, auf der Reiſe nach Paris begriffen. Sie berührten Frankfurt. Es war eine für Goethe's ganze Zukunft entſcheidende Stunde, in der Knebel ihn den Prinzen vorſtellte (11. December). Eine raſche Annäherung ergab ſich im Verlaufe eines Geſpräches, in welchem der Dichter ungezwungen darthun konnte, daß auch die Angelegenheiten des praktiſchen

Lebens, die Fragen nach Wohl und Wehe der bürgerlichen Gesellschaft ihn vielfach beschäftigt hatten. Der künftige Herzog scheint gleich damals einen mächtigen und richtigen Eindruck von Goethe's Persönlichkeit empfangen zu haben. Nicht so bald wollte man sich trennen. Der Dichter mußte den Prinzen auf einige Tage nach Mainz folgen.

Aber während sich hier die Aussicht auf neue Lebensverhältnisse eröffnete, ward Goethe von einer alles verschlingenden Leidenschaft ergriffen, welche ihn „alle Freuden, die unendlichen, alle Schmerzen, die unendlichen", welche die Götter ihren Lieblingen geben, ganz durchkosten ließ. Man lese die Briefe, welche er seit dem 26. Januar 1775 an die nie mit Augen gesehene Gräfin Auguste Stolberg (1753—1835) richtete, und zugleich die kurzen Billets, welche Johanna Fahlmer (1744—1821) um jene Zeit erhielt; man höre auf die Lieder und Gedichte des Jahres 1775, die vom Kampfe der Empfindungen, vom Widerstreit der Leidenschaften gegen die äußere Welt erfüllt sind; und endlich blicke man auf die verklärende Darstellnng im Schlußbande von Dichtung und Wahrheit: man wird dann nicht verwundert sein, aus Goethe's spätesten Tagen sein Bekenntniß zu vernehmen, in der That sei Lili die erste und auch die letzte gewesen, die er tief und wahrhaft geliebt. „Lili", schreibt Lavater, „ist eine reiche, herrlich schöne, reformirte Kaufmannstochter, in die Goethe bis zu Heurathsgedanken verliebt ist". Sicherlich war Anna Elisabeth Schönemann (23. Juni 1758 bis 6. Mai 1817) wie kaum eine andere würdig, sein Leben zu theilen; zum edeln Liebreiz ihres Wesens gesellte sich der Adel eines festen Charakters; der Liebende glaubte, „dem Hafen häuslicher Glückseligkeit" nahe zu sein. Die Neigung, die zwischen Beiden waltete, war nicht minder zart als tief. Aber die äußeren Familien- und Gesellschafts-

verhältniſſe ſtanden ihr entgegen. Die mit den Grafen Stolberg und Haugwitz im Mai unternommene Schweizer Reiſe, in deren Beginne ein abermaliges Zuſammentreffen mit Carl Auguſt erfolgte, erſcheint uns wie ein Verſuch, den Goethe mit ſich ſelbſt anſtellte, um zu erfahren, ob er Lili entbehren könne. Als er gegen Ende des Juli von ſeiner „Wallfahrt durch die liebe heilige Schweiz deutſcher Nation“ wieder heimgekehrt war, erneuerte ſich der Wechſel von Pein und Seligkeit, den uns jeder Satz ſeiner Briefe noch jetzt mit ſo erſchütternder Unmittelbarkeit vergegenwärtigt. Trotz den leidenſchaftlich dringenden Abmahnungen der Schweſter Cornelie konnte er ſich noch immer nicht zwingen, einem erſehnten Glück fürs Leben zu entſagen. Und doch entſchwand es ihm. Andere Lebenspfade waren ihm gewieſen.

Am 3. September 1775 übergab die Herzogin Anna Amalia von Sachſen-Weimar ihrem nunmehr mündig gewordenen Sohne Carl Auguſt die Regierung, welche ſie ſeit dem Tode ihres Gemahls (1758) als Obervormünderin thatkräftig verwaltet hatte. Noch in demſelben Monate reiſte der junge Herzog nach Karlsruhe; dort feierte er am 3. October ſeine Vermählung mit der Prinzeſſin Louiſe von Heſſen-Darmſtadt. Auf der Hin- und Rückreiſe verweilte er in Frankfurt (22. September und 12. October). Jede erneute Begegnung zwiſchen Fürſt und Dichter war ein weiterer Schritt zur Verbindung der Gemüther; auf beiden Seiten wuchs das Zutrauen, die Achtung. Unbefangene Zeugen ihres Beiſammenſeins konnten ſchon damals wahrnehmen, daß Carl Auguſt ſich mit warmer Herzlichkeit dem Manne zuneigte, den er ſich zum Lebensfreunde erwählen ſollte. Goethe mußte dem fürſtlichen Paare auf deſſen Wunſch verſprechen, ihm in kürzeſter Friſt nach Weimar zu folgen. Faſt wäre durch Tücke des Zufalls jener Wunſch vereitelt worden. In ge-

zwungener Einſamkeit, die aber durch künſtleriſchen Fleiß belebt ward, harrte er etwa 14 Tage vergebens auf den Cavalier, der den Auftrag erhalten, ihn nach Weimar zu geleiten. Da verließ er ungeduldig am 30. October die Vaterſtadt; er war zu einer italieniſchen Reiſe gerüſtet; er gelangte bis nach Heidelberg, wo man ihn ſogar durch verheißungsvolle Anerbietungen feſtzuhalten ſuchte; hier aber kam ihm die Aufklärung des Irrthums, der ihn von Hauſe weggetrieben. Jener Cavalier hatte ſeine Reiſe verzögern müſſen, und wartete nun in Frankfurt auf den voreilig Entflohenen. Unverzüglich wandte Goethe ſich zur Umkehr; am Morgen des 7. November betrat er die Reſidenz des Sachſen-Weimar'ſchen Fürſtenhauſes. Sie blieb fortan der feſte Mittelpunkt ſeines immer weitere Kreiſe beſchreibenden Lebens.

Wir wiſſen nicht, wie raſch Lili den Schmerz ewiger Trennung überwinden lernte. Am 25. Auguſt 1778 verband ſie ſich mit B. F. v. Türkheim; ihr ganzes ſegensvolles Leben, oft reich an Sorgen und Mühen, war eine Erfüllung deſſen, was ihre Jugend verſprochen hatte. In Goethe verehrte ſie den „Schöpfer ihrer moraliſchen Exiſtenz"; nicht anders als mit einer Art von religiöſer Erhebung mochte ſie ſeiner gedenken. —

Mit dem 7. November 1775 ſcheint Goethe ſich auf mehr als zehn Jahre dem Auge der Nation zu entziehen. Wenigſtens kann die Nation glauben, er habe, wenn auch ſeinem Dichterberufe nicht gänzlich entſagt, ſo doch ſeine dichteriſche Thätigkeit weit zurücktreten laſſen vor den ungeſtümen Anforderungen, die das Leben, und zwar das höfiſche Leben, Tag für Tag an ihn richte. Was man in der Ferne über ihn vernahm, lautete ſo, als ob er dem Genuß, und oft dem rohen Genuß des Augenblicks ſich in Gemeinſchaft mit dem Herzoge ſchrankenlos hingäbe und daneben mit leichter Mühe auch den Ehrgeiz befriedigte, als Beamter

und Staatsmann zu glänzen. Vom Dichter des Götz und Werther erwartete man, er solle ähnliche große Schöpfungen Schlag auf Schlag einander folgen lassen; da diese ausblieben, so setzte sich die lächerliche Vorstellung fest, er werde nur noch durch kleinliche Anlässe, wie sie sich aus dem oberflächlichen Hoftreiben zu ergeben pflegen, zur Uebung seines Talentes gereizt. Man wußte, daß er für das herzogliche Liebhabertheater dichtete, daß er selbst mancherlei Rollen übernahm, und treuherzig oder hämisch beklagte man die traurige Verkümmerung einer solchen Dichterkraft, die Herabwürdigung einer solchen Größe. Die abgeschmacktesten Verleumdungen pflanzten sich durch ganz Deutschland fort. Die Besten ließen sich täuschen. Hat doch sogar Klopstock, sicherlich in guter Meinung, seinen väterlichen Mahn- und Weheruf unmittelbar an Goethe selbst gerichtet! Dieser aber ließ Lüge und Mißrede durch's Vaterland schwirren und summen; ihn konnte nichts anfechten; war er sich doch seiner selbst, war er sich doch seiner Zwecke unerschütterlich bewußt!

Und während so vor der gebildeten Masse der Nation seine wahre Gestalt eine Zeit lang verhüllt blieb, lernten die Seinen ihn immer deutlicher erkennen und anerkennen. Aber freilich mußte er diese Anerkennung mit den zusammengenommenen Kräften seines ganzen Wesens erringen. Wie viel Hemmnisse hatte er wegzuräumen! Gleich beim ersten Eingreifen in die Geschäfte begegnete er dem Mißtrauen und dem Argwohn auf Seiten der älteren würdigen Staatsdiener, welche, redlich gesinnt, von dem Emporkommen des Günstlings Unheil für das Land besorgten. Wie oft stellten sich auch noch später seinen kühnsten Schritten, welche zugleich die nothwendigsten waren, bald Beschränktheit, bald Böswilligkeit, und nicht selten beide im Verein entgegen! Wol konnte er sagen: „Es weiß kein Mensch, was ich thue und mit wie-

viel Feinden ich kämpfe, um das Wenige hervorzubringen". Er ermunterte ſich zu „eherner Geduld, zu ſteinernem Aushalten". Wenn er endlich ſiegreich durchdrang, ſo war es eben die Reinheit ſeines Wollens, die Uneigennützigkeit ſeines Thuns, was ihm zur Herrſchaft verhalf und ihm dieſelbe ſicherte. Den Freund Merck bezeichnet er im Jahre 1779 als den einzigen Menſchen, der ganz erkenne, was er thue und wie er's thue. Warum wollten wir dieſem Freunde, der ſo ſcharf blickte und meiſt ſo einſchneidend urtheilte, warum wollten wir ihm den Glauben verſagen, wenn er ſchlicht die Bemerkung ausſpricht: „Das ganze Geheimniß, warum Goethe, wie er iſt, unentbehrlich iſt, das iſt ſeine wahre Liebe gegen die Menſchen, mit denen er lebt, und darin wird's ihm Niemand gleich thun". Goethe ſelbſt aber ruft ſich zu: „Niemand als wer ſich ganz verleugnet, iſt werth zu herrſchen und kann herrſchen". Indem er dieſe Bedingung des Herrſcherthums erfüllte, brauchte er ſich nur dem unablenkbaren Zuge ſeiner Natur zu überlaſſen. Uneigennützigkeit war ihm zugleich Bedürfniß und Maxime.

Die geheimen Gedanken und Vorſätze, die er in Form von Selbſtgeſprächen ſeinem Tagebuche anvertraut, ſowie die Briefe an Frau v. Stein, die in ihrer regelmäßigen Folge für uns faſt den Werth eines Tagebuches haben, ferner die kräftigen Aeußerungen in den allerdings ſpärlicheren Briefen an Lavater und Merck, ſie laſſen uns den Entwicklungsgang verfolgen, den er ſeinem moraliſchen Selbſt anwies und auf dem er ſtrenge beharrte. Wir ſehen, wie er vor Allem darnach trachtete, die verſchiedenen, einander widerſtreitenden Elemente ſeiner Natur in Einklang zu bringen und doch keines derſelben zu ſchwächen, oder gar zu unterdrücken. Er weiß wohl, daß er nicht nur gegen Andere, daß er auch gegen ſich ſelbſt zu kämpfen, an ſich ſelbſt zu arbeiten hat. Indem

er alle Hüllen und Schalen abſtreifen will, welche die Entfaltung, das freie Aufſtreben ſeines Weſens hindern könnten, unterwirft er ſich einer Selbſterziehung, in deren Verlaufe wir einmal die Worte hören: „Möge die Idee des Reinen, die ſich auf den Biſſen erſtreckt, den ich in den Mund nehme, immer lichter in mir werden!“ Er erzieht ſich am Leben und durch das Leben, deſſen Mächte ihn bald ſchmeichelnd, bald feindſelig umlagern, ihn zwingen, ſich ſtets gewaffnet zu halten und ihm keine Muße gönnen, thatlos in ſich ſelbſt zu verſinken oder entkräftendem Genuſſe zu fröhnen. Wie ganz anders ſollte Schiller einſt durch das Studium der Geſchichte und Philoſophie ſeinem Geiſte die männliche Reife geben!

Das erſte Jahrzehnt ſeines weimariſchen Lebens bildet in Goethe's Daſein eine als Ganzes in ſich abgeſchloſſene Epoche, in deren zweiter Hälfte er ſich einem ethiſchen Idealismus mit Bewußtſein zuneigt. Dienend und arbeitend erwirbt er das Recht und die Kraft, über das Leben zu herrſchen und die Herrſchaft in feſten Händen zu halten. Nicht mühelos erſteigt er ſtufenweiſe die olympiſche Höhe, auf welcher ihn hernach die Welt zu erblicken gewohnt war. Am Schluſſe dieſer Epoche ſteht der Künſtler da, im ungeſchmälerten Vollbeſitze ſeiner angeborenen, nun allſeitig ausgebildeten Kräfte.

Als perſönlicher Freund des Herzogs war Goethe nach Weimar gekommen. Als ſolcher ſtand er an der Spitze des höfiſchen Treibens, das er mit poetiſchem Schimmer umgab. Sicherlich hat es, beſonders in den erſten Zeiten, nicht an mancherlei Ausſchreitungen gefehlt, durch welche die tollen Gerüchte, die man in Umlauf ſetzte, eine Art von Beſtätigung zu erhalten ſchienen. Aber wie bald verflog der Rauſch vor dem Ernſte des Lebens und den Anforderungen der Pflicht! Wie bald kamen die Jahre, in denen Goethe ſich und den Freund zur Beſinnung, zur Einkehr in ſich ſelbſt berief!

Mußte er auch häufiger als er wünſchen mochte ſeine Poeſie höfiſchen Zwecken widmen und die Feſte der Thorheit und Eitelkeit mit ſeinen Erfindungen und ſeinen goldenen Worten ſchmücken, ſo war es doch nicht blos der Hofdienſt, der ihn dazu trieb. Wie oft regte ſich in ihm bei ſolchem Anlaß die freie poetiſche Luſt! Wie oft mußte er ſich innerlich gedrungen fühlen, als Dichter die Familienfeſte des hohen Hauſes zu verherrlichen, an deſſen Glück er in freundſchaftlicher Hingebung ſein eigenes Wohl geknüpft hatte! Indem er die edlen Glieder eines ſolchen Hauſes feiert, wird ſein Blick in bewegten Momenten auf die großen Welt- und Völkerverhältniſſe gelenkt. Auch hier iſt Goethe meiſt der wahre Gelegenheitsdichter, der den Augenblick ergreift, um das Ewige auszuſprechen. Welch ein Reichthum breitet ſich aus in dieſen ſogenannten „höfiſchen" Poeſien, die ſich bis ins letzte Jahrzehnt fortſetzen und die uns neuerdings G. v. Loeper ſo ſchön geordnet und commentirt hat! Beſonders in den ſpäteren Productionen dieſer Art waltet oft die volle Dichterkraft, wie in dem Vorſpiel von 1807, in den Stanzen auf die romantiſche Poeſie (1810), und vor Allem in dem großartigen Maskenzuge von 1818. Will man eine köſtliche Probe dieſer Feſtdichtungen aus früherer Zeit, ſo höre man auf die Verſe, die Amor am 30. Januar 1782 an die Herzogin Louiſe richtete!

Der Freund des Fürſten war bald deſſen Führer und Rathgeber. In dieſer Doppelſtellung ward es ihm eine gern übernommene Pflicht, ſich an den Geſchäften des Landes auf das Ernſtlichſte zu betheiligen und in die Verwaltung überall da einzugreifen, wo Mißbräuche zu beſeitigen, ſtockende Verhältniſſe in lebendigen Fluß zu bringen und heilſamere Zuſtände zu begründen waren. Die verſchiedenſten und fremdartigſten Aufgaben fielen ihm zu; oft mußte er erſt durch

die That erfahren, ob er ihnen gewachſen wäre. Wenn er ſchon im November 1777 zum Mitglied der Bergwerkscommiſſion berufen ward, ſo begünſtigte dies Amt ſeinen Verkehr mit der „großen, leiſe ſprechenden Natur“; indem er für Eröffnung und Fortgang des Ilmenauer Bergbaues thätig war, bereicherte er zugleich ſeine Anſchauungen und Kenntniſſe von der Erde, ihrer Oberfläche und ihren Tiefen. Aber er durfte ſich auch der Uebernahme der Kriegscommiſſion nicht entziehen; er mußte ſogar den Wegebau unter ſeine Obhut nehmen. Bald hatte er an den befreundeten Höfen als Diplomat in gemeſſener Würde zu erſcheinen; bald waren leidige Wirrniſſe in den höheren Beamtenkreiſen des eigenen Landes zu ſchlichten. Natürlich wandte er jetzt und ſpäter ſeine beſondere Neigung den werdenden und wachſenden Anſtalten zu, die der Pflege der Wiſſenſchaft und den Intereſſen der Kunſt gewidmet waren und die einſt ſeiner Fürſorge ihren höchſten Flor verdanken ſollten. Während dieſes erſten Jahrzehnts jedoch wurde ihm Theilnahme an faſt alle den Geſchäften zugemuthet, die der Herzog energiſch gefördert zu ſehen wünſchte. Und indem er ſo für die Geſammtheit und oft im Stillen liebevoll für den Einzelnen wirkt, erinnert er uns an das Wort, das ſein Schwager Schloſſer ſchon im October 1773 über ihn geſprochen: „Sein Herz iſt ſo edel als eins. Wenn er einmal in der Welt glücklich wird, ſo wird er Tauſende glücklich machen; und wird er's nie, ſo wird er immer ein Meteor bleiben, an dem ſich unſere Zeitgenoſſen müde gaffen und unſere Kinder wärmen werden.“

Das Glück, gleichſam herbeigerufen durch das Verdienſt, blieb hier denn auch nicht aus. Die Gunſt des Fürſten ebnete dem Freunde den Weg. Raſch ging er auf der Laufbahn des Beamten vorwärts. Nachdem er am 11. Juni 1776 den Titel eines geheimen Legationsrathes mit Sitz und

Stimme im geheimen Conſeil erhalten hatte, ward er ſchon im September 1779 zum geheimen Rathe ernannt, und betrat ſo, wie er ſelbſt bemerkte, mit dem 30. Jahre die höchſte Ehrenſtufe, die ein Bürger in Deutſchland erreichen konnte. Jenes Jahr ſollte einen Abſchnitt bilden im Leben der Freunde. Goethe wünſchte den Herzog auf einige Zeit dem Treiben des Hofes zu entfremden; der damals 22jährige Fürſt ſollte in Anſchauung erhabener Naturſcenen ſeinen Sinn zu männlicherem Ernſte ſammeln. So führte ihn der ältere Genoß auf jene faſt abenteuerlich zu nennende Schweizer Winterreiſe (12. September 1779 bis 13. Januar 1780), deren Denkmal uns in den Briefen erhalten iſt, welche das höchſte Muſter großartig klarer Naturdarſtellung geben. Als er den Gedanken an dieſe Reiſe gefaßt, ſchildert er in einem Schreiben an die Mutter ſein Leben als ein ſolches, in dem er ſich täglich übe und täglich wachſe; er bezeichnet ſich als einen von Gott geliebten, der die Hälfte ſeines Lebens hingebracht und aus vergangenen Leiden manches Gute für die Zukunft hofft und auch für künftiges Leiden die Bruſt bewehrt hat.

Das Jahr 1782 brachte neue Ehren und Laſten. Er ward in den Adelsſtand erhoben und nach dem unvermeidlich gewordenen Abgange des Kammerpräſidenten v. Kalb mußte er an deſſen Stelle treten. Am 4. Juni überſendete er der Freundin Frau v. Stein das eben empfangene Adelsdiplom mit den Worten: „Ich bin ſo wunderbar geſtimmt, daß ich mir gar nichts dabei denken kann. Wie viel wohler wäre mir, wenn ich, von dem Streit der politiſchen Elemente abgeſondert, in Deiner Nähe den Wiſſenſchaften und Künſten, wozu ich geboren bin, meinen Geiſt zuwenden könnte.“ Aehnliche Klagen und Wünſche läßt er auch ſonſt verlauten, wenn er fürchtet, das Getriebe der Welt, der Andrang der Geſchäfte könne ihn aus ſeiner Bahn hinausſchleudern.

Sobald er aber ſeine Zuſtände als ein Ganzes prüfend überblickt, muß er ſich bekennen, daß er bei der „Weite und Geſchwindigkeit ſeines Weſens“ eines ſolchen Kreiſes der Thätigkeit bedarf, in welchem alle ſeine Kräfte auf vielfach verſchiedene Weiſe unaufhörlich in Bewegung geſetzt werden; er dankt Gott dafür, ſich in einer ſo „engweiten Situation“ zu befinden, „wo die mannigfaltigen Faſern ſeiner Exiſtenz alle durchgebeizt werden können und müſſen“. Sicherlich hätte er auf keine der Mühen, unter denen er manchmal ſeufzte, verzichten mögen. Oft dachte und ſann er ſo angeſtrengt, daß „Abends ſein ganzes Weſen ſich zwiſchen den Augenknochen zuſammenzudrängen ſchien“. Aber beſchwichtigend ſagt er zu ſich ſelbſt: „der Druck der Geſchäfte iſt ſehr ſchön der Seele; wenn ſie entladen iſt, ſpielt ſie freier und genießt des Lebens. Elender iſt nichts als der behagliche Menſch ohne Arbeit, das Schönſte der Gaben wird ihm ekel.“ Und von der Fülle der ihm verliehenen Gaben braucht er nichts einzubüßen. Er vermag recht wohl von dem Geheimrathe „ſein anderes Selbſt zu trennen, ohne das ein Geheimrath ſehr gut beſtehen kann“. Indem er ſich die nothwendigen Einſchränkungen gefallen läßt, welche die Umgebungen und das Amt ihm auferlegen, macht er ſich im Innern nur um ſo unabhängiger. Die poetiſchen Geiſter begleiten ihn auf ſeinen Dienſtreiſen. Hat es der „Iphigenie“ geſchadet, daß der Dichter an ihr bildete und arbeitete, während er (im März 1779) zum Behufe der Rekrutenaushebung die weimariſchen Ortſchaften beſuchte und die jungen Burſchen nach der „Phyſiognomik des rheiniſchen Streichmaßes claſſificirte“? Oder hat das Gedicht auf Mieding's Tod dadurch etwas von der Reinheit ſeiner Form oder der Innigkeit ſeines Tones verloren, daß es (im März 1782) auf einer zu gleichem Zwecke unternommenen Reiſe ausgeführt ward?

Für alles Peinliche, mit dem ihn denn doch zuweilen die Ueberlast der Geschäfte bedrückte, gewährte ihm das Verhältniß zum Herzog reichlichen Ersatz. Nicht dem Fürsten, dem Freunde zu Liebe hatte er sich unter das amtliche Joch gefügt; dem Freunde zu Liebe trug er die Bürden so lange, als er seine Dienste für ersprießlich, ja nothwendig halten mußte, so lange als er überzeugt war, durch Ausübung seiner amtlichen Pflichten den Rechten seiner Künstlernatur keinen Eintrag zu thun. Zur Wahrheit ward jetzt Lavater's Prophezeihung aus dem Jahre 1774: „Goethe wäre ein herrliches handelndes Wesen bei einem Fürsten. Dahin gehört er. Er könnte König sein. Er hat nicht nur Weisheit und Bonhomie, sondern auch Kraft." — Auf eigner Kraft ruhend, konnte er seinen Platz behaupten neben einem edlen und großgesinnten Fürsten, der selbst als eine der kraftvollsten Naturen seiner Zeit dastand und der keineswegs bereit war, sich das Selbstbewußtsein des geborenen Herrschers, das ihn erfüllte, irgendwie schmälern zu lassen. Diese Freundschaft in ihrer Art ebenso einzig wie das Bündniß mit Schiller, sollte länger als ein halbes Jahrhundert dauern und alle Prüfungen überstehen, die bei dem Wechsel irdischer Zustände sie treffen konnten. Wurden in späterer Zeit durch das Eingreifen anderer Persönlichkeiten die innigen Beziehungen zwischen den Freunden einmal leise getrübt, so brauchten sie nur einander Auge in Auge zu sehen, und „wie leichte Wolken vor der Sonne" schwanden alle störenden Elemente. Brach der Eigenwille Carl August's allzu herrisch hervor, so verharrte Goethe in würdiger Ruhe und wich nicht von dem, was er als das Rechte erkannt hatte. Vielleicht die ernsteste Störung war gegen Ende des Jahres 1808 eingetreten, und am 3. September 1809, an seinem Geburtstage, schrieb der Fürst: „Wenn Du thätig, froh und wohl bist, so lange

ich noch mit Dir gute Tage erleben kann, ſo wird mir mein Daſein höchſt ſchätzbar bleiben.“ — In den früheren Jahren, da der Herzog noch im Werden war, blickte er mit verehrender Dankbarkeit auf den Freund und Leiter. Und dieſer ließ ſich niemals herbei, ihm durch Nachgiebigkeit zu ſchmeicheln, ihn auch nur durch Schweigen zu ſchonen. Sobald die fürſtliche Willkür Schaden zu bringen drohte, trat er ihr hemmend mit unerſchrockenem Wort entgegen und wies mahnend auf die Pflicht der Entbehrung, die dem Herrſcher vor Allem auferlegt iſt. Nie gab es eine hochſinnigere Freundſchaft zwiſchen Fürſt und Unterthan. Auf welchem Grunde ſie errichtet war, das mag, unter ſo vielen Zeugniſſen, vornehmlich das Gedicht „Ilmenau“ lehren, das den Herzog zu ſeinem 26. Geburtstag begrüßte. In welchem Tone der Freund zum Freunde ſprechen durfte, das kann uns der Brief vom 27. December 1784 beweiſen, der den Zweck hat, den geplagten Landmann gegen die Uebergriffe des jagdluſtigen Fürſten zu ſchützen.

Erhielt das Leben Goethe's während der weimariſchen Lehrjahre durch die Verbindung mit dem Herzog die feſte Grundlage, ſo empfing es eine wunderſame Verklärung durch das Geiſtes- und Seelenbündniß mit Charlotte v. Stein (geb. v. Schardt, 25. December 1742 bis 6. Januar 1827). Der Verkehr mit der um ſieben Jahre älteren Freundin bildete um ihn eine Atmoſphäre, in der ſich die zarteſte Blüthe des Dichtergeiſtes entfaltete. An der Reinheit dieſes Verhältniſſes zweifeln nur diejenigen, die unfähig ſind, ſich in das Weſen Goethe's und in die ihn umgebenden Zuſtände vermittelſt lebendiger Anſchauung hineinzuverſetzen, oder auch ſolche, die niemals gelernt haben, aus klaren Zeugniſſen klare Schlüſſe zu ziehen.

In den Jahren, da ſich, nach mancherlei Schwankungen,

zwiſchen ihm und der Freundin das innigſte Einverſtändniß begründet hatte, waren auch die Beziehungen zu Herder beſonders innig und fruchtbar. Herder, welcher ja ſeit dem October 1776 auf Goethe's Betrieb gleichfalls ein Weimaraner geworden, arbeitete in der erſten Hälfte der achtziger Jahre an ſeinen köſtlichen Ueberſetzungen aus der griechiſchen Anthologie und an den „Ideen". In manchen philoſophiſchen und naturwiſſenſchaftlichen Ueberzeugungen und Grundanſichten waren die Freunde einig. Noch immer wirkte das Wort des älteren fördernd und oft aufklärend; er und Frau v. Stein bildeten das Publikum, an das Goethe damals bei ſeinen Arbeiten am liebſten dachte, während das wirkliche große Publikum ſeinen Augen wie entrückt war. Aber Herder konnte jetzt im Geiſtesverkehr nicht mehr das Uebergewicht behaupten, das ihm der Jüngere einſt in Straßburg ſo willig zugeſtanden hatte. Er verehrte jetzt in Goethe, wie er es ſelbſt im Sommer 1787 gegen Schiller ausſprach, einen „allumfaſſenden Geiſt"; er wollte ihn als Geſchäftsmann vielleicht noch mehr denn als Dichter bewundert wiſſen.

In der That hat Goethe eben in jenen Jahren, da ihn die Nation faſt aus den Augen verlor, das Fundament gelegt zu der Univerſalität ſeines Weſens, die ihm unter den großen Erſcheinungen der Geiſtesgeſchichte der Menſchheit den Charakter der Einzigkeit verleiht. Der bildenden Kunſt blieb er durch Studium und Ausübung beſtändig nahe. Philoſophiſche Erbauung fand er nach wie vor beim Spinoza. Dem Studium der Natur ward er durch ſeine Amtsgeſchäfte gleichſam in die Arme geführt. Durchſtreifte er das ſeiner Fürſorge anvertraute Land, ſtieg er auf die Höhen des Harzes oder fuhr er in die irdiſchen Tiefen nieder, überall ſammelte er die Fülle der Anſchauungen, ſo daß alsdann für immer ſeinem Seherblick ein Bild des Naturganzen vorſchwebte, ein

Bild „der nach dem Regelloſen ſtrebenden, ſich ſelbſt immer regelnden und ſo im Kleinſten wie im Größten durchaus Gott- und menſchenähnlichen Natur.“ Noch ſpät preiſt er es dankbar, daß ihm gleich bei ſeinem Eintritt in den weimariſchen Lebenskreis der unſchätzbare Gewinn zu Theil geworden, Stuben- und Stadtluft mit Land-, Wald- und Garten-Atmoſphäre zu vertauſchen. Im Studium der Botanik ward ihm eine neue Welt aufgeſchloſſen; ja er that im Alter das Bekenntniß, daß nach Shakeſpeare und Spinoza auf ihn die größte Wirkung von Linné ausgegangen ſei. Mit leidenſchaftlichem Ernſt verſenkte er ſich in die Betrachtung der Pflanzenorganiſation. Unter der Mannichfaltigkeit der Erſcheinungen ſtrebte er die geſetzmäßige Einheit der Urform zu ergründen. Mit nicht minderer Leidenſchaft ſuchte er in den Wunderbau des menſchlichen Körpers einzudringen. Seine frühere Theilnahme an Lavater's Phyſiognomik hatte ihn nicht übel vorbereitet zu den anatomiſchen Studien, die er im Beginne der achtziger Jahre unter der Leitung Loder's mit dem gewiſſenhafteſten Fleiße betrieb. Auch hier ſchritt er vom Lernen nicht nur zum Lehren, ſondern zum ſelbſtändigen Schauen und Entdecken vorwärts. Ihn leitete die Ueberzeugung „von der Conſequenz des Typus durch alle Geſtalten hindurch“; mit dem Ausdrucke einer wahrhaft beglückenden Freude konnte er am Abend des 27. März 1784 ſeinem Publikum, der Frau v. Stein und Herder, Kunde geben von dem am Menſchen wahrgenommenen Zwiſchenknochen (os intermaxillare). „Ich habe eine ſolche Freude“, ruft er aus, „daß ſich mir alle Eingeweide bewegen.“ Als er in einer ſorgfältig verfaßten Abhandlung ſeinen koſtbaren Fund, ihm werther als Gold und Silber, den Meiſtern der Zunft vorlegte, wollten dieſe für's erſte ſeine Freude keineswegs theilen. Sie beharrten darauf, dem Menſchen jenen Knochen

abzuleugnen und ſo die Einheit und Folgerichtigkeit in der Bildung und Umbildung organiſcher Naturen zu verkennen. Erſt allmählich ließ ſich die Wiſſenſchaft herbei, dasjenige zu beſtätigen, was der ſchauende Dichter, der freilich vor keiner Mühe der Forſchung zurückwich, mit Zuverſicht verkündet hatte.

Durch all dies vielfältige Forſchen und Bemühen ward aber das Recht der Poeſie wahrlich nicht verkürzt. Aeußerte er einmal, ſeine Schriftſtellerei ſubordinire ſich dem Leben, ſo könnte man im entgegengeſetzten Sinne ſagen, ſein Leben werde zu einer immer breiter und tiefer ſtrömenden Quelle ſeiner Poeſie. Bis zu welchem Maße ſein Geiſtes- und Seelenleben ſich in jenen Jahren erweiterte und vertiefte, deſſen wird man erſt inne, wenn man den Reichthum der dichteriſchen Pläne und Geſtalten überblickt, die damals entworfen oder ſchon ausgebildet wurden. Dann erkennt man zugleich, daß, wie ſpäter ſo auch jetzt, der Poeſie die rechtmäßige Abgabe zufloß von allem, was Goethe in Leben und Wiſſenſchaft eingeerntet.

Die poetiſchen Erzeugniſſe, die dem erſten weimariſchen Jahrzehnt angehören, treten in drei Gruppen auseinander, unter denen jedoch mancherlei innere Bezüge ſtattfinden. Wir gewahren zuerſt eine größere Reihe von Arbeiten, für den Hof- oder das Liebhabertheater beſtimmt. Neben den eigentlichen Maskengedichten erſcheinen hier Dramen größeren und geringeren Umfangs, wie „Die Geſchwiſter“ (Ende October 1776), „Lila“ (gegen Ende des Jahres 1776), das Monodram „Proſerpina“, das zu den herrlichſten Productionen Goethe's zählt und einen durchaus ungeziemenden Platz erhielt in der dramatiſchen Grille „Der Triumph der Empfindſamkeit“. Dies genialiſche Poſſenſpiel „ſo toll und grob als möglich“, das zuerſt den Namen „Die Empfindſamen“

tragen ſollte, ward am Geburtstage der Herzogin Louiſe (30. Januar) 1778 unter dem Titel „Die geflickte Braut“ aufgeführt. Es verſpottete die ſchwachmüthige Schwärmerei und das empfindelnde Weſen, das in den ſiebziger Jahren, genährt durch die gleichzeitige Litteratur, ſich der zarten Seelen bemächtigt hatte. Der Spott traf hier neben dem Siegwart auch den Werther ſelbſt, zum deutlichen Anzeichen, daß der Dichter ſich jener Stimmungen völlig entäußert habe. Die zahmere Geſtalt, in welcher die „Grille“ uns ſeit dem Jahre 1787 vorliegt, gibt uns wahrſcheinlich kaum eine matte Ahnung von der urſprünglichen tollkühnen Verwegenheit dieſes halb parodiſtiſchen Scherzes. Zu Ende des Jahres 1779, während der Rückkehr aus der Schweiz, entſtand das von Schweizer Luft durchzogene Singſpiel „Jery und Bätely“. Am 18. Auguſt 1780 ward die freie Nachdichtung eines Theils der ariſtophaniſchen Vögel, am 22. Juli 1782 die liebliche „Fiſcherin“, und zwar auf dem natürlichen Schauplatz an der Ilm, zur Darſtellung gebracht. Das letztgenannte „Wald- und Waſſer-Drama“ war mit Volksliedern durchwebt, die aus Herder's Sammlung ſtammten. Zu Anfang vernahm man den „Erlkönig“. Dieſen verſchiedenartigen Dramen mag auch das im Jahre 1784 umſtändlich ausgeführte Singſpiel „Scherz, Liſt und Rache“ beigezählt werden, an welches Goethe Hoffnungen für die deutſche Opernbühne knüpfte, die ſich nicht erfüllen konnten.

Die zweite großartigere Gruppe ſetzt ſich aus Schöpfungen erſten Ranges zuſammen, aus Werken, die bis auf den heutigen Tag und für immer zu den feſteſten Stützen des Goethe'ſchen Dichterruhms gehören; wir nennen Wilhelm Meiſter, Iphigenie, Taſſo, Elpenor, Egmont. In dieſen Dichtungen wird der neue Kunſtſtil vorbereitet, den Goethe während der italieniſchen Reiſe zur Vollkommenheit aus-

bildete und dann bis zu ſeinen ſpäteren Jahren feſthielt. Eben weil dieſe Werke, ihrem inneren Weſen nach, einen neuen Stil forderten, eben deshalb konnten ſie erſt dann zur Vollendung gelangen, als dieſer Stil ſelbſt im nothwendigen Zuſammenhang mit des Dichters veränderter Welt- und Kunſt-Anſicht die Vollendung erreicht hatte. In dieſem erſten weimariſchen Jahrzehnt ſuchen ſie noch ihre Form; ſie können nur bis zu einem gewiſſen Punkte ausgeführt oder nur zu einem vorläufigen Abſchluſſe gebracht werden. Der von ächt tragiſcher Gewalt durchdrungene, mit den mächtigſten Klängen der Dichterrede ausgeſtattete Elpenor blieb leider zu einem fragmentariſchen Daſein verurtheilt. An den beiden Acten, die Goethe nach vorheriger Mittheilung an Schiller erſt 1806 im Druck erſcheinen ließ, hat er am 11. Auguſt 1781 zu arbeiten begonnen; nach dem Frühlinge 1783 iſt er zu dem Werke nicht mehr zurückgekehrt. Daß er dies Drama von wahrhaft tragiſcher Anlage aufgeben konnte oder mußte, dient vielleicht zur Beſtätigung des Ausſpruchs, den er am 9. December 1797 gegen Schiller that, er ſei überzeugt, daß er ſich durch den bloßen Verſuch, eine wahre Tragödie zu ſchreiben, vernichten könnte. Der „Egmont“, für den ſchon in Frankfurt ſo viel geſchehen war, erhielt zwiſchen den Jahren 1778 und 1782 mancherlei wichtige Zuſätze, ohne daß ſich das Stück zur Befriedigung des Dichters zum Ganzen runden wollte; das „Studentenhafte der Manier“, das noch aus der Zeit des erſten Entwurfs herrührte, war ſo leicht nicht zu tilgen; um es dem verehrten Möſer vorzulegen, der ihn ſoeben gegen Friedrich den Großen wirkſam vertheidigt hatte, beendigte er das Schauſpiel im Frühling 1782; er wußte jedoch wohl, daß es noch nicht vollendet war. Den „Taſſo“, der ſeit dem März 1780 hervorzutreten beginnt, hatte gleich zuerſt Frau v. Stein unter ihren be-

ſonderen Schutz genommen; ſie wollte ſich alles zueignen, was der italieniſche Dichter im Drama ſprach; und ſo konnte Goethe durch den Mund ſeines dichteriſchen Helden, den freilich kein Heroismus auszeichnen durfte, oft und lang zu der Verehrten reden. Trotzdem wollte die Dichtung keinen rechten Fortgang nehmen. Zwei Acte, in Proſa verfaßt, lagen im Sommer 1781 fertig da; in den folgenden Jahren aber ſtockte das Werk; erſt nach des Dichters Rückkehr aus Italien konnte es, und auch dann nur „wie ein Orangenbaum ſehr langſam“ wachſen; mit einer Sorgfalt, die ihm faſt unerlaubt vorkommen wollte, pflegte er bis zum Juli 1789 dies Drama, in welchem, nach Tieck's Worten, „der deutſche Laut am zierlichſten und lieblichſten ſich vernehmen läßt, in welchem eben ſo viel Tiefe als Zartheit des Gemüthes ſich offenbart und Wahrheit und Poeſie gleichſam Hand in Hand gehen“. Der „Iphigenie“ hingegen war ein ſchnelleres Wachsthum beſchieden. Sie könnte in gewiſſem Sinne zur Gruppe der dem Hofe gewidmeten Dichtungen gerechnet werden. Denn als Goethe ſie zwiſchen dem 14. Februar und dem 28. März 1779 ausführte, beſtimmte er ſie ganz eigentlich für das Liebhabertheater, auf dem ſie auch gleich am 6. April erſchien. Corona Schröter zeigte ſich als Prieſterin Dianen's, Goethe ſelbſt als Oreſt; man erblickte in ihnen Geſtalten von halbgöttlicher Schönheit. Auch dies Werk, das aus den Tiefen des deutſchen Seelenlebens emporſtieg und des Dichters Verſöhnung mit den über der Menſchheit waltenden Mächten feiert, auch dies Werk, auf dem von Anfang an die Verklärung helleniſcher Schönheit ruhte und das wir uns jetzt ohne die getragene Melodie des Verſes nicht denken können, es ward gleichfalls zuerſt in Proſa niedergeſchrieben; in den beiden folgenden Jahren wurden vergebliche Verſuche einer ſtrengeren Ausarbeitung gemacht. Aber

das Gedicht trug seine Form in sich; ja, oft genug war diese schon deutlich erkennbar herausgetreten; der Vers hatte sich ungerufen eingefunden. Es war daher das erste der Werke, die unter dem Himmel Italiens reiften; die eingeborene Form ward hervorgelockt. Goethe ließ das Stück „Zeile vor Zeile, Period vor Period regelmäßig erklingen", und am 6. Januar 1787 war die Ausstattung des zärtlich gehegten Schmerzenskindes vollendet. Der „Egmont", der nie bis zur reinen Versform durchdringen konnte, ward dann erst im Beginne des September endgiltig abgeschlossen. Noch vor den in Weimar begonnenen großen Dramen hatte sich der Wilhelm Meister zu regen angefangen. Wir erfahren, daß Goethe schon am 16. Februar 1777 an dem Roman dictirte, dessen erstes Buch er am zweiten Tage des nächsten Jahres endigte. Neben allen übrigen Arbeiten schritt nun auch diese voran; nicht beschleunigten, aber doch stetigen Ganges kam der Autor im November 1785 zum Schlusse des sechsten Buches; zu den sechs übrigen ward der Plan im folgenden Monate aufgezeichnet. In diesem vielgliederigen Werke war es zuerst vornehmlich auf das Theaterwesen abgesehen; allmählich, wie der Weltblick des Dichters immer umfassender ward, erweiterte es sich zu dem lehrreichsten Welt- und Gesellschaftsgemälde; es führt uns die ernstesten Probleme vor; es führt von der Kunst zur Lebenskunst. Wird uns einmal die ursprüngliche Bearbeitung der ersten Hälfte mitgetheilt, so muß dadurch nicht nur die Entstehungsgeschichte des Romans erhellt werden: auch mancher Moment in der künstlerischen und menschlichen Entwicklung Goethe's muß dadurch ein neues Licht empfangen.

Neben den beiden Dichtungsgruppen, und zum Theil in Verbindung mit ihnen, zeigen sich die lyrischen Poesien, deren Quell auch in jenem Jahrzehnt „sich ununterbrochen neugebar".

Wir brauchen nur „jener Genien Geſänge“, die Lieder Mignon's und des Harfner's, und die Hymnen, wie „Meine Göttin“ (15. September 1780) oder „Das Göttliche“ zu nennen, um an das Tiefſte und Höchſte einer eben ſo klaren wie unergründlichen, alle Tonarten mit gleicher Meiſterſchaft beherrſchenden Lyrik zu erinnern. Daß den Gedichten an Lida (Frau v. Stein) größere Zartheit als allen übrigen eigen ſei, hat Goethe ſelbſt zugegeben. Seit dem Frühjahr 1782 näherte er ſich der antiken Form in Epigrammen, die, gleich dem Liede und oft mit dem Reize des Liedes, die individuellſte Seelenſtimmung ausſprachen. Gedacht ſei hier noch der im Auguſt 1784 begonnenen „Geheimniſſe“, von denen wir nur das ſchwer zu enträthſelnde und eben dadurch ſo anlockende Fragment beſitzen. Vielleicht hat Goethe niemals ſeinen Verſen eine ſo einſchmeichelnd weiche Klangfarbe wie hier gegeben. Das Gedicht ſchien zu einem idealen Gegenſtück des Ewigen Juden beſtimmt; es ſollte das Edelſte aller Religionen in ſymboliſcher Darſtellung vor das geiſtige Auge bringen und zur reinen Humanität hinleiten. Herder und Frau v. Stein ſollten als Schutzgeiſter auch über dieſem Gedichte walten. Der Prolog dieſes „wunderbaren Liedes“ ward hernach erwählt, die erſte Sammlung der Schriften zu eröffnen. Auf einſamer Höhe ſtellt der Dichter ſich hier der Wahrheit gegenüber, durch die allein er jedes Glück haben will. Die Genoſſen, mit denen er einſt ſtürmend in Leben und Kunſt vorangedrungen, ſie ſind längſt von ſeiner Seite gewichen; er kennt nun die Wahrheit und iſt allein; aber den Weg, den er geſucht, er will ihn den Brüdern zeigen. Schon damals konnte er, der Ewigjunge, von ſich ſagen, was er ſpäter aus Italien ſchreibt: er ſei für alles zu alt, nur für's Wahre nicht.

Die weimariſche Lehrzeit war abgeſchloſſen. Am 3. Sep-

tember 1786 früh aus Karlsbad entweichend, trat er die Fahrt an ins Land der Kunſt. Am Abend des 29. October hielt er durch die Porta del Popolo ſeinen Einzug in die ewige Stadt. In Neapel war er am 25. Februar 1787; dort erinnerte er ſich mit Rührung ſeines Vaters, der ihm ſo oft die Herrlichkeiten dieſes Paradieſes gerühmt hatte. Jetzt konnte der Dichter, der ſich ſelbſt den Todfeind von Wortſchällen nennt, mit lebendigem Auge ſchauen und geiſtig ſich aneignen, was bisher für ihn nur eine weſenloſe Exiſtenz im Worte gehabt. Im April und Mai wurden Siciliens Wunder und Wonnen geſchaut und genoſſen; aus dem Weltbilde der Odyſſee, das ſich hier in jedem einzelnen Zuge belebte, hob ſich die Geſtalt der Nauſikaa heraus, um die Phantaſie des Dichters zu begleiten. Das homeriſche Gedicht „ſchien die Natur ſelbſt". Am 6. Juni betrat er zum zweiten Male Rom, das ihn nun wie eine friſchgewonnene Heimath feſſelte. Als er endlich am 22. April ſcheiden mußte, durchdrang ihn ein Schmerzgefühl, als ob er der Heimath den Rücken wendete. Eine heroiſch-elegiſche Stimmung überkam ihn, als er an dem Abende, welcher der letzte ſein ſollte, das im Mondenlichte erglänzende Rom durchwanderte. Und wieder verbreitete der Mond ſeinen vollen Glanz, als am Abend des 22. Juni der Heimgekehrte den Boden Weimars betrat.

Wie ſich während dieſer zwei Jahre des italieniſchen Lebens ſeine geiſtige Wiedergeburt vollzog, das lehren uns auf jeder Seite mit unvergleichlicher Anſchaulichkeit das Tagebuch und die Briefe, die er damals nach der Heimath, meiſt an die Vertrauteſten', Frau v. Stein und Herder, ſandte. Aus ihnen ward 30, zum Theil 40 Jahre ſpäter, die „Italieniſche Reiſe" zuſammengeſtellt. Sie geben uns ein Bild Italiens, wie es kein Sterblicher vorher oder nachher je in Worten zu geben vermocht hat. Aber darauf beruht nicht

ihr einziger, ja nicht einmal ihr vorzüglichſter Werth. Wer dieſen erkennen und dieſe Briefſammlung im Sinne Goethe's leſen will, der leſe ſie als einen Theil ſeiner Autobiographie. Denn dieſe Berichte, die uns als freie Aeußerungen des Moments entgegentreten, ſchildern die Rückkehr des Dichters und Menſchen zu ſeinem eigenſten Selbſt; ſie erzählen, wie Goethe mit der Kunſt, ſeiner Lebensgefährtin, das neue, und jetzt für alle Zeit unlösbare, Bündniß ſchließt. Auch die übrigen Aeußerungen, die uns aus dieſen beiden Jahren erhalten ſind, die Briefe an Carl Auguſt, an Knebel, Voigt, ja ſelbſt an den Diener Philipp Seidel, ſie alle bezeugen mehr oder minder deutlich, daß in dieſer Zeit, da, wie er der Mutter ſagt, ſich ſo viele Träume und Wünſche ſeines Lebens auflöſten, er ſich als Künſtler wiedergefunden hat. Aber wenn er ſich auch als einen neuen Menſchen bezeichnet, ſo darf man nicht glauben, er ſei in dem Lande, wo ihm „die Kunſt wie eine zweite Natur ward", von Grund aus ein anderer geworden. Sein Weſen ward ausgebildet aber nicht umgewandelt, indem er ſeiner Künſtlernatur ihre volle Freiheit wiedergab. Italien zeigte nur, was in Weimar langſam der Reife ſich genähert hatte; ja, um es noch wahrheitsgemäßer auszudrücken, in Italien offenbarte ſich, was er in Weimar geworden war. Er kam als Künſtler nach Deutſchland zurück; aber es war ja auch Sehnſucht des Künſtlers geweſen, was ihn nach Italien getrieben.

Um dieſelbe Zeit, da ihm dieſe Sehnſucht befriedigt ward, trat er auch wieder vor der Nation in voller Dichterherrlichkeit hervor. Freilich mußte die Nation ſich an den neuen Werken ſeiner Kunſt erſt allmählich heraufbilden; für's erſte fuhren die meiſten noch fort, in dem Dichter der Iphigenie und des Taſſo den Urheber des Götz und des Werther zu ſuchen und zu vermiſſen.

Noch vor dem Beginne der italieniſchen Reiſe hatte ſich Goethe, um dem ſtets wiederholten ſchamloſen Nachdruck zu ſteuern, zur Sammlung ſeiner Werke entſchloſſen. Er einigte ſich mit dem Leipziger Verleger Göſchen; in einem für die Oeffentlichkeit beſtimmten Briefe, den der Buchhändler ſeit dem Juli 1786 in den angeſehenſten Zeitſchriften mittheilte, gab er ein Verzeichniß der Werke, welche die acht Bände füllen ſollten. Damals glaubte er nur einen „unvollendeten" Egmont und vom Taſſo nur zwei Acte verheißen zu dürfen. Aber die ihm vergönnte glückliche Muße geſtattete ihm, mehr als das Verſprochene zu leiſten. Bei den vorbereitenden Arbeiten, die das Unternehmen erforderte, lieh Herder ihm ſeine Hülfe und kargte nicht mit ſeinem aufmunternden Worte. Und ſo konnte der Autor, der ſich ſo lange im Verborgenen gehalten, in der erſten Geſammtausgabe ſeiner „Schriften", die zwiſchen 1787 und 1790 zu Leipzig bei Georg Joachim Göſchen ans Licht trat, die erſte Epoche ſeiner künſtleriſchen Thätigkeit befriedigend abſchließen und eine neue großartig einleiten. Am 22. September 1787 kamen ihm in Rom die erſten „vier zarten Bändchen" vor's Auge; wol nicht ohne eine Anwandlung von Wehmuth ſah er in ihnen „die Reſultate eines halben Lebens"; und doch erfreute er ſich daran; denn er durfte ſich ſagen, daß hier jeder Buchſtabe „gelebt, empfunden, genoſſen, gelitten, gedacht ſei". Zuſammengeordnet waren hier Werther und Götz, die Mitſchuldigen, Iphigenie, Clavigo, die Geſchwiſter, Stella, der Triumph der Empfindſamkeit, die Vögel. Dem Ganzen vorauf ging die „Zueignung", die urſprünglich im Titel den Beiſatz „an das deutſche Publikum" führen ſollte. Von den älteren Productionen war der Werther in einzelnen Abſchnitten vermehrt und beträchtlich umgeſtaltet worden; in Götz und Clavigo zeigten ſich nur leiſe Umbildungen des

Ausdrucks; aus letzterem Drama mußte eine ausſchweifende Wuthrede des rachedürſtenden Beaumarchais entfernt werden; die Mitſchuldigen hatten ſeit dem Jahre 1770 manche Läuterung durchgemacht; auch in der Stella war manches Mißfällige beſeitigt; der verſöhnliche Schluß jedoch war geblieben: als „Trauerſpiel" erſchien das Stück erſt 1816 in den Werken, nachdem es ſich ſchon 1806 als ſolches auf die Bretter gewagt hatte. — Die letzten vier Bände der Schriften folgten langſamer. Der fünfte brachte (1788) den Egmont und die Singſpiele Claudine und Erwin; aus dieſen hatte der Dichter „die alte Spreu ſeiner Exiſtenz herausgeſchwungen"; melodiſch dahinfließende Jamben erſetzten den proſaiſchen Dialog, der ihm nun als „äußerſt platt" zuwider war; Handlung und Perſonen waren in eine idealiſche Sphäre hinaufgehoben. Dann kam 1789 der achte Band mit dem Puppenſpiel, den zwei Sammlungen vermiſchter Gedichte, die für die meiſten damals noch ein unerkannter Schatz blieben, den beiden kleinen Dramen Künſtlers Erdenwallen und Künſtlers Apotheoſe, von denen das letztere im September 1788 ausgeführt worden, und dem Bruchſtück der Geheimniſſe. Den Beſchluß machten 1790 der ſechste und ſiebente Band mit Taſſo, Lila, Jery und Bätely, Scherz, Liſt und Rache und dem Fragment des Fauſt, das mit dem Monolog begann und mit Gretchens Worten: „Nachbarinn! Euer Fläſchchen!" abbrach; zwiſchen dem Geſpräch mit Wagner und der zweiten Unterredung mit Mephiſtopheles klaffte die große Lücke; dagegen fand ſich von ſpäteren Zuſätzen ſchon die Hexenküche und die Scene in Wald und Höhle. Das waren die Gaben, mit denen Goethe in ſeinem 40. Jahre vor ſeinem Volke wieder erſchien.

Nach der Rückkehr aus Italien mußte in der Geſammtheit ſeiner Lebensverhältniſſe eine weſentliche Veränderung

eintreten. Die frühere Geſchäftsthätigkeit ward nicht wieder aufgenommen; ſie hatte ihm geleiſtet, was ſie leiſten konnte; ſie hatte den Menſchen gereift und dem Dichter Blicke in Regionen eröffnet, die ſonſt dem Künſtlerauge meiſt verſchloſſen bleiben. Der großſinnige Fürſt bewährte ſich als der einſichtigſte Freund: er entlaſtete den Dichter aller ungehörigen Bürden; dieſem blieb nur die oberſte Aufſicht über alle die Anſtalten, „welche für Wiſſenſchaften und Künſte in Thätigkeit geſetzt worden"; im Mai 1791 übernahm er auch die Leitung des Hoftheaters, von welcher er ſich erſt im April 1817 zurückzog. Er hörte nicht auf, der erſte Staatsdiener zu ſein, der auch ferner berechtigt war, „in beſtändiger Connexion mit den Kammer-Angelegenheiten zu bleiben, den Seſſionen des Collegii beizuwohnen und dabei ſeinen Sitz auf dem für den Fürſten ſelbſt beſtimmten Stuhle zu nehmen." Nachdem er 1804 zugleich mit ſeinem Amtsgenoſſen Voigt das Prädicat Excellenz empfangen, ward ihm 1816, als dem Staatsminiſter des Großherzogs, ſein Gehalt, der früher von 1200 auf 1800 Thaler geſtiegen war, auf 3000 Thaler erhöht. Am 7. November 1825 ward die fünfzigſte Wiederkehr des Tages gefeiert, an welchem er, der Einladung Carl Auguſts folgend, in Weimar eingetroffen. Stadt und Land nahm Antheil an dem Feſte. Mit Worten, die aus dem Herzen floſſen, begrüßte der Fürſt in ſeinem erſten Staatsdiener „den Jugendfreund, der mit unveränderter Treue, Neigung und Beſtändigkeit in allen Wechſelfällen des Lebens ihn begleitet, und den für immer gewonnen zu haben er als eine der höchſten Zierden ſeiner Regierung achte."

In jener Zeit aber, da Goethe ſich aus dem formreichen Italien in das geſtaltloſe Deutſchland zurückgewieſen ſah, fühlte er ſich gedrängt, auch ſein Hausweſen umzuwandeln.

Der Seelenbund mit Frau v. Stein mußte ſich löſen. Wer mag ſie ſcheltenswerth finden, wenn das leidenſchaftliche Schmerzensgefühl über einen ſolchen Verluſt ſie zur herben Verkennung des Freundes fortriß?

Goethe fand für's erſte Behagen und Genügen in einem Verhältniſſe, das ihm und uns die römiſchen Elegien und das Gedicht „Die Metamorphoſe der Pflanzen" als poetiſchen Gewinn eintrug, und das wir weder beſchönigen, noch verdammen wollen. Im Juli 1788 hatte er die 24jährige Johanna Chriſtiane Sophia Vulpius (6. Juni 1764 bis 6. Juni 1816) in ſein Haus genommen; am 25. December 1789 ward ihm der Sohn Auguſt geboren (Julius Auguſt Walther, † zu Rom Ende October 1830). Die kleine Freundin, die in ſpäteren Zeiten von dem naiven Reiz ihrer Jugend wenig ahnen ließ, blieb an Goethe's Seite dieſelbe, die ſie geweſen. Der Gedanke, ſich geiſtig an ihm emporzubilden, iſt ihr wol niemals gekommen. Aber ſie leiſtete ihm, was er von ihr erwartete: ſie bereitete ihm angenehme häuslich-geſellige Verhältniſſe. Durch treue Anhänglichkeit und hausmütterliches Walten bethätigte ſie die dankbare Verehrung, mit der ſie zu ihm aufblickte. Ihr einfach gerader Verſtand leitete ſie bei dem Beſtreben, zur Ruhe und Heiterkeit ſeines häuslichen Daſeins beizutragen. In den drangvollen Tagen, die der Schlacht bei Jena folgten und in denen ſich ihre ſtandhafte Energie zum Heile Goethe's bewährt hatte, ließ er der Verbindung mit ihr die kirchliche Weihe geben (19. October 1806). Als ſie 52jährig ſtarb, ließ er ſeinen Schmerz in Worten aufrichtiger Trauer ausklingen. Hoffentlich wird man es Chriſtianen endlich verzeihen, daß der größte der Dichter ſie zu ſeiner Hausgenoſſin wählte und ihr einen beſcheidenen, wohlverdienten Antheil an ſeinem Leben gönnte; ihr einfaches

Bild wird nicht immer durch Lüge und Verläumdung getrübt bleiben. —

Reich an mannichfacher äußerer Bewegung waren die erſten Jahre, in denen Goethe die Eindrücke des italieniſchen Kunſtlebens in ſich zu verarbeiten hatte und die dort gewonnenen Ueberzeugungen in nothwendigen Zuſammenhang mit ſeinem ganzen Sein und Wirken zu bringen trachtete. Im Frühling 1790 reiſte er nach Venedig, um dort der aus Italien heimkehrenden Herzogin Amalia zu begegnen; ſeinem Aufenthalte in der neptuniſchen Stadt verdankte er die venetianiſchen Epigramme. Gegen Ende des Juli machte er ſich auf, dem Herzoge auf deſſen Wunſch nach Schleſien zu folgen; inmitten der kriegeriſchen und diplomatiſchen Bewegungen ſchuf er ſich, dem Studium der vergleichenden Anatomie hingegeben, ſeine eigene Geiſteswelt. Das „lärmende, ſchmutzige, ſtinkende" Breslau wollte ihm kein Behagen einflößen; er war froh, ſich am 6. October wieder in den Schutz ſeiner Hausgötter begeben zu können. Nun erfreute er ſich eines ruhigen, im häuslichen Bereiche fruchtbar und thätig verbrachten Jahres. Aber bald darauf drang der Strom der Begebenheiten, die im Gefolge der franzöſiſchen Staatsumwälzung die europäiſche Welt erſchütterten, unmittelbar an ihn heran. In dem unſeligen Jahre 1792 ward er Augenzeuge des von den Verbündeten gegen das revolutionäre Frankreich gerichteten Unternehmens; er erlebte Schmach und Jammer des Rückzugs; er erprobte an ſich die Wirkungen des Kanonendonners, er theilte mit den Soldaten die Langeweile, die Gefahren und Mühſale des Feldlebens. Auch hier boten ihm ſeine Naturſtudien, und zwar die optiſchen, Troſt und erhebende Belehrung. In der ruhig grandioſen Darſtellung der „Campagne in Frankreich" (gedruckt 1822) erſcheint er als der eindringende

Beobachter, der die weltgeſchichtliche Bedeutung der Ereigniſſe in dem Augenblicke, da ſie ſich vollziehen, erkennt. Seltſam fügte es ſich, daß gerade damals ihm ein ehrenvoller Platz im Rathe ſeiner Vaterſtadt angeboten ward. Aber dies Erbieten konnte ihn den weimariſchen Zuſtänden, mit denen ſein Leben ſo eng verflochten war, nicht abwendig machen; der Bund mit dem fürſtlichen Freunde war unauflöslich; und keineswegs durfte er hoffen, daß die reichsſtädtiſchen Verhältniſſe, denen er ſich einſt mit Willen und Abſicht entzogen hatte, ihm jetzt einen angemeſſeneren Spielraum für ſeine Kräfte eröffnen würden. Auch der Sommer 1793 ſah ihn an der Seite ſeines Herrn auf kriegeriſchem Schauplatze vor dem belagerten Mainz; auch hier ward er unmittelbarer Zeuge und Chroniſt. Wie er ſich als Dichter zuerſt der erſchütterten Welt gegenüber zu ſtellen verſuchte, das zeigen die Dramen „Der Groß-Cophta“ (1791), „Der Bürgergeneral“ (1793), ſowie das erſt 1817 gedruckte Fragment „Die Aufgeregten“. Ferner ſollten in der „Reiſe der Söhne Megaprazon's“, die, im Hinblick auf Rabelais entworfen, nicht weit über den Anfang gedieh, und in den „Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten“ die Geſinnungen des Dichters dargelegt werden, welcher dem alles bedrohenden Geiſte des Umſturzes, der durch Europa ging, ſich als Freund und thätiger Förderer des Beſtehenden entgegenſetzte. Auch die hexametriſche, „zwiſchen Ueberſetzung und Umarbeitung ſchwebende Behandlung“ des Reinecke Fuchs (gedruckt 1794) gehört zu den Werken, die in unmittelbarem Bezug auf die Zeitſtimmung ausgeführt wurden. Hierbei kam Gottſched's hochdeutſche Ueberſetzung (1752) zu Ehren; denn ihr verdankte Goethe manche Hülfe, wenn er auch zuweilen im Einzelnen das Original mit richtigerem Verſtändniß erfaßte. Die unheilige Weltbibel, die er ſeinen erregten Zeitgenoſſen erneut

in die Hände gab, war zugleich ein Hof- und Regentenſpiegel, in den mancher, der auf der Weltbühne damals ſich ſpreizte, zur Ergötzung und Belehrung hineinſchauen und ſein eigenes Bild, wenn auch unter Verzerrungen, wiedererkennen mochte. Des ungeheuren Stoffes, den die Zeitgeſchichte bot, ſollte er erſt in „Hermann und Dorothea“ (1796—97) mit poetiſcher Allgewalt vollkommen Herr werden. Eine durch hohe Symbolik verklärte Darſtellung der Revolutionsepoche ſollte Deutſchland in der Trilogie erhalten, von der wir in der „Natürlichen Tochter“ (1801—1803) nur das einleitende Stück beſitzen.

Die Einſicht, daß er nicht zur bildenden Kunſt berufen ſei, war einer der Vortheile, die ihm Italien gebracht hatte. Mußte er nun auf die ernſte ſtrenge Ausübung verzichten, ſo wollte er doch um ſo entſchiedener, forſchend und anſchauend, von Seiten der Theorie wie der Geſchichte, in das Weſen der Kunſt eindringen, ihre Tiefen ergründen, ſich zu ihrem Gipfel aufſchwingen. Und dazu konnte ihm denn die Ausübung, wie er ſie anſpruchslos fortſetzte, auch fernerhin behülflich ſein. Aus dieſem edlen, auf Betrachtung und Forſchung gegründeten Verhältniſſe zur Kunſt erwuchs ihm eine der reinſten Glückſeligkeiten ſeines Lebens. Durch Verbreitung ſeiner Anſchauungen und Grundſätze aber iſt er ein Lehrer der Kunſt für Deutſchland geworden, den freilich bis auf den heutigen Tag nur die Beſten hören mochten. Um ſo unerſchütterlicher beſtand er, im Gegenſatze zur Zeitrichtung, auf ſeinen Principien, weil er täglich erfuhr, in wie hohem Maße ſie ihm bei Ausübung der poetiſchen Kunſt förderlich wurden.

Ohne ein Vorbild in ſeiner unmittelbaren Zeitumgebung zu finden, hatte Goethe aus ſeiner Vorſtellung heraus den neuen Kunſtſtil geſchaffen, und eben deshalb ſtand er auch mit der Anerkennung deſſelben zuerſt allein; nur die Erſten

der Nation konnten ſich allmählich verſtändnißvoll zu ihm geſellen. Auf dem feſten Grunde derſelben ewigen Formengeſetze, nach welchen die Natur ſchaffend bildet, war dieſer Stil errichtet worden. Dem Poeten genügte nicht die liebevoll getreue Nachahmung des Wirklichen; auch die Manier konnte ihn nicht befriedigen, mit welcher der Künſtler die Dinge, oft nach einſeitigen Vorſtellungen, ergreift und ſie dann in beſchränkter, wenn auch ſcharfer, Charakteriſtik wiedergibt. Er ſtrebte nach dem Stil, der aus der tiefſten Erkenntniß der Dinge hervorgeht, oder, wie er ſelbſt es ausdrückt, auf den tiefſten Grundfeſten der Erkenntniß ruht, auf dem Weſen der Dinge, inſofern uns erlaubt iſt, es in ſichtbaren und greiflichen Geſtalten zu erkennen. Ueber dieſem Stile walten dieſelben „wahren und natürlichen" Geſetze, nach welchen die bildenden Künſtler des Alterthums ihre hohen Werke hervorgebracht, die Werke, vor denen Goethe ausruft: „alles Willkürliche, Eingebildete fällt zuſammen; da iſt die Nothwendigkeit, da iſt Gott."

Wie er ſich aber längſt gewöhnt hatte, Kunſt und Natur als verſchwiſtert anzuſehen, ſo konnten auch Kunſtbetrachtung und Naturſtudium, ſich wechſelſeitig fördernd, gleichen Schritt halten. Indem er über alle einzelnen Zweige der bildenden Kunſt nachdachte, ward er zuletzt immer wieder an „das A und O aller uns bekannten Dinge, an die menſchliche Figur" herangeführt. Mit Recht erblickt er im Menſchen den höchſten, ja den eigentlichen Gegenſtand bildender Kunſt; um ihn jedoch zu verſtehen, erſchien eine Kenntniß der organiſchen Natur unerläßlich. Die Wiſſenſchaft nun weiß zu rühmen, wie er den Bildungsgeſetzen des thieriſch-menſchlichen Organismus ſelbſtändig forſchend nachging und wie er den Faden ſpann, der ihn durch das Labyrinth des menſchlichen Baues führte. So konnte er auch, bei ſeiner einfachen, naturgemäßen

Methode, nicht irren, als er den „Verſuch, die Metamorphoſe der Pflanzen zu erklären“ (1790) ausarbeitete; denn die Vegetation ſelbſt „hatte ihm Schritt für Schritt ihr Verfahren vorgebildet“. Von ſeinen Bemühungen um die Farbenlehre gab er öffentlich Rechenſchaft in den zwei Stücken der „Beyträge zur Optik“ (1791 und 92), deren erſtes durch ein entzückendes Bild des farbenreichen Italiens eröffnet wird.

Einen Menſchen, der von der Mühe lebt, durfte er ſich in dieſen Jahren vielleicht mit größerem Rechte als je zuvor nennen. Mühe und Genuß waren ihm eins, und doch konnte er ſich beider nicht im Innerſten erfreuen. Durch einen gewiſſen trockenen Ernſt, der ſich wol in Form einer mißmuthigen Reſignation ausſprach, ſchien die geiſtige Heiterkeit des poetiſchen Schaffens unterbrochen zu ſein. Er wunderte ſich, daß in dem proſaiſchen Deutſchland noch ein Wölkchen Poeſie über ſeinem Scheitel ſchweben blieb. Er konnte ſich glücklich preiſen im Beſitze der neuen Anſchauungen, mit denen er das Geſammtgebiet der Natur und Kunſt umfaßte; aber es ſchien, als hätte er dieſelben nur für ſich allein gewonnen. Was er als das einzig Rechte erkannt hatte, blieb den meiſten unfaßbar; was er mißachtete, ſtand in Geltung. „Ein raſtloſes Streben, ſich nach allen Seiten auszubilden“ hatte ihn gerade in dem Moment überfallen, da die ungeheuren Weltbewegungen und ihre unmittelbaren Folgen ihn in ſich ſelbſt zurückdrängten. Er vermißte eine thätige Theilnahme an ſeinem Streben, das, dem Höchſten zugewandt, ſelbſt von den näheren Freunden kaum begriffen ward. Da kam Schiller ihm entgegen.

Es war ein Geſpräch über naturwiſſenſchaftliche Dinge, das die beiden Männer einander nahe brachte. Die Möglichkeit eines gemeinſamen Wirkens zeigte ſich; die Mißverhältniſſe ſchwanden, welche aus dem Gegenſatze der beiden Na-

turen, aus der Verſchiedenheit der Lebensſtellungen natürlich entſprungen waren; nichts konnte mehr das Bündniß hindern, welches Goethe und Schiller im Sommer 1794 ſchloſſen, und aus welchem für ſie ein neues Leben voll künſtleriſcher Thaten hervorging. Während des zehnjährigen Beſtandes dieſer Freundſchaft, für die es kein anderes Ende geben konnte als den Tod des jüngeren Genoſſen, ward die deutſche Litteratur auf den Gipfelpunkt ihrer Vollendung gehoben. Goethe aber fand ſich durch dieſe Freundſchaft überſchwänglich entſchädigt für alles, was er auf der Höhe ſeines Daſeins bisher hatte entbehren müſſen.

Denn er fand in Schiller den hohen Mitſtrebenden, nach dem er ſo lange vergeblich ausgeblickt. Verſchieden nach Anlage und Ausbildung ihres Geiſtes wie ihrer künſtleriſchen Perſönlichkeit, ſtrebten ſie in jener Periode ihres Schaffens einem und demſelben Ziele in herrlicher Gemeinſchaft entgegen. Indem die beiden großen Geſtalten ſich feſt aneinander ſchließen, umſpannen und erfüllen ſie mit der Weite und dem Reichthum ihrer vereinigten Geiſteskräfte den ganzen Kreis der Litteratur. Für dies Verhältniß findet Goethe den treffendſten bildlichen Ausdruck in den Worten an Schiller (26. December 1795): „Wir können eine ſchöne Breite einnehmen, wenn wir mit einer Hand zuſammenhalten und mit der anderen ſo weit ausreichen, als uns die Natur erlaubt hat.“

Iſt im Kunſt- und Geiſtesleben einer Nation der von allen ſtrebenden Kräften lange vorbereitete Moment gekommen, in welchem das Höchſte zur Erſcheinung gelangen ſoll, ſo geſchieht es nicht ſelten, daß dieſes Höchſte in zwei Gegenſätze geſpalten auseinander tritt. Dieſe verharren dann in feindſeliger Trennung. Hier, zum erſten und einzigen Male, zeigt ſich uns das erhebende Schauſpiel, daß die Gegenſätze ſich

ſuchen, um ſich zu verſöhnen. Schiller's und Goethe's Bund darf als die innigſte Vereinigung der ſchärfſten Gegenſätze bezeichnet werden; er iſt zugleich die unerwartete höchſte Blüthe, zu der das Zeitalter der Humanität ſich entfalten konnte.

Die volle Bedeutung des Gegenſatzes, der wie durch ein Naturgebot zwiſchen ihnen befeſtigt war, haben ſie auch während ihrer Vereinigung lebhaft empfunden und nachdrücklich ausgeſprochen. Anſchauung und Gedanke, der intuitive und ſpeculative Geiſt ſtanden ſich hier verkörpert gegenüber. Aber die Kluft zwiſchen ihnen ſcheint ſich auszufüllen, wenn man bedenkt, daß jeder die Beſchränkung ſeiner Eigenart zu überwinden und ſein Individuum durch Aufnahme deſſen, was ihm die Natur nicht freiwillig gegeben, zu ergänzen ſtrebte. Mußte der größere Dichter auch von dem Mannigfaltigen, von der unbegrenzten Fülle der ſinnlichen Anſchauung ausgehen, ſo ſuchte er doch mit ſelbſtthätiger, freier Denkkraft das Geſetz, das in und über allen Erſcheinungen waltet, ſie regelt und ſie umfaßt; in dem Erfahrungsgemäßen forſcht er nach dem Nothwendigen, und das All gibt ihm Aufſchluß über das Einzelne. Wirkt die Kunſt in ihm gleich einer dunkeln Naturkraft, ſo beruhigt er ſich doch nicht eher, als bis er durch deutlich erkannte Kunſtprincipien dieſe Kraft zu bändigen und zu leiten gelernt hat.

Goethe's und Schiller's Bund blieb unzerſtörbar, ſo lange beide ſtrebend vorwärts gingen; denn nicht auf wandelbare Empfindungen, ſondern auf die edelſten Bedürfniſſe ihrer beiderſeitigen Naturen war er begründet. Dies Bündniß konnte ſich nur durch die That kund geben und bewähren. Es beſtätigt Goethe's Wort: „Freundſchaft kann ſich blos praktiſch erzeugen, praktiſch Dauer gewinnen.“ Wenn Goethe dem jüngeren Freunde Objecte für deſſen Ideen gab, ſo

brachte dieſer durch ſeine vordringende Ideenkraft die hin und wieder ſtockende Maſſe der Goethe'ſchen Anſchauungen in fruchtbare Bewegung. Aber keiner wollte dem andern ſeine Natur aufdrängen; jeder ſollte unter den anſpornenden Einwirkungen des andern die ſeinige nur um ſo großartiger entwickeln. Der hohe ethiſche Werth dieſer Freundſchaft offenbart ſich eben darin, daß die Gemeinſchaft des Strebens den Gegenſatz der Naturen überwindet. Der Briefwechſel, in welchem dies Streben von Tag zu Tag ſich darlegt, war daher eine „große Gabe", die der überlebende Freund in ſeinen letzten Jahren (1828 und 1829) „den Deutſchen, ja den Menſchen bot". An Gehalt unerſchöpflich, Denkmal und Vermächtniß einer beiſpielloſen Freundſchaft, gehört dieſe Correſpondenz zu den koſtbarſten geiſtigen Beſitzthümern der Menſchheit.

Was Goethe in dem Jahrzehnt von 1794—1805 leiſtete, iſt kaum mit flüchtigem Worte hier anzudeuten. „Wilhelm Meiſter's Lehrjahre" wurden (1794—96) durchgearbeitet und unter Schiller's Beirath fortgeführt und geendigt. Nach dem „tollen Wageſtück mit den Xenien" erhob er ſich zu „Hermann und Dorothea, dem Gipfel ſeiner und unſerer ganzen neueren Kunſt"; die durch F. A. Wolf's Prolegomena lebendig angeregten homeriſchen Studien hielten ihn auf epiſchem Gebiete feſt; als nachgeborener Bruder der homeriſchen Sänger faßte er den rieſenhaften Plan einer Fortſetzung der Ilias: was er hier vermocht hätte, zeigt das Fragment der Achilleis, das uns die tragiſche Erhabenheit des Ganzen, wie der Geiſt des Dichters es ausgebildet, ſowie die kraftvoll gezogenen Grundlinien der Compoſition erkennen läßt. Den Schiller'ſchen „Horen" (1795—97) und beſonders den Muſenalmanachen gönnte er ſeine reichliche Beiſteuer. In den letzteren erſchienen die vollendeten Erzeugniſſe deutſch-

helleniſcher Lyrik in elegiſcher Form: „Alexis und Dora“ (1797), „Der neue Pauſias“ (1798), „Euphroſyne“ (1799); ferner die Balladen und Romanzen: Zauberlehrling, Schatzgräber, Braut von Korinth, Gott und Bajadere (1798), Blümlein Wunderſchön und die Gedichte, die von den Reizen, dem Verrath und der Reue der ſchönen Müllerin erzählen (1799). Daneben ſproßte ein neuer Liederfrühling auf. Wol durfte Schiller, als dieſe Wunder der Poeſie einander folgten, ihm zurufen: „Jetzt, däucht mir, kehren Sie, ausgebildet und reif, zu Ihrer Jugend zurück und werden die Frucht mit der Blüthe verbinden. Dieſe zweite Jugend iſt die Jugend der Götter und unſterblich wie dieſe.“

Die innige Theilnahme an Schiller's dramatiſcher Production beſtimmte ihn zu einer, womöglich noch geſteigerten Sorgfalt in Behandlung der theatraliſchen Angelegenheiten. Wie in die Poeſie, ſo auch in die Bühnendarſtellung die ganze Höhe und Würde des idealen Kunſtſtils einzuführen, das war eine für ihn und den Freund gleich wichtige Aufgabe. Um zu dieſem Zwecke mit allen Mitteln und von allen Seiten her zu wirken, ward ſogar die Ueberſetzung Voltaire'ſcher Tragödien, des Mahomet und des Tancred (1799 und 1800) nicht verſchmäht.

Den Intereſſen der bildenden Kunſt, die er in ſeinem Sinne durch Preisaufgaben und Ausſtellungen (1799 bis 1805) auch praktiſch zu fördern ſuchte, wurden umfangreiche Arbeiten gewidmet, wie die genialiſche Uebertragung der Autobiographie Cellini's (erſt in den Horen 1796 und 97, dann ſelbſtändig und mit werthvollen Zugaben bereichert 1803), die drei Bände der Propyläen (1798—1803), in denen das Reifſte der Goethe'ſchen Kunſtweisheit niedergelegt iſt, und das Werk: „Winkelmann und ſein Jahrhundert“ (1805), zu deſſen Ausſtattung ihm Heinrich Meyer

und F. A. Wolf behülflich waren; er selbst stellte hier das Bild des Verkündigers der alten Kunst in wahrhaft majestätischen Zügen hin.

Inzwischen war seit dem Sommer 1797 der Faust mächtig vorgerückt; wichtige Einzelheiten des zweiten Theils wurden sogar schon 1800 behandelt. Dabei durften die naturwissenschaftlichen Arbeiten, und insbesondere die Vorbereitungen zum großen Werke über die Farbenlehre, keine Unterbrechung leiden. Schiller begleitete sie aufmerksam und liebevoll, munterte zu einer streng methodischen Behandlung auf und ließ auch hier, wie bei den Schriften über die Kunst seinen philosophischen Ordnungsgeist heilsam einwirken. Mit dem Beginne des Jahres 1804 konnte nach unsäglichen Mühen, die Goethe tapfer getragen hatte, die neue Jenaische allgemeine Litteratur-Zeitung begründet werden; er bedachte sie mit köstlichen kritischen Aufsätzen, unter denen die Charakteristik der Voßischen Gedichte hervorstrahlt. Der trübe Winter von 1804 auf 1805 war vorüber; eben hatte der Dichter, selbst von manchem Leiden befangen, die auf Schiller's Anregung begonnene Uebersetzung des Diderot'schen le neveu de Rameau abgeschlossen und die geistsprühenden Noten über die französische Litteratur des 18. Jahrhunderts beigefügt, — da ward ihm der Freund entrissen.

So erschütternd hatte ihn seit dem Tode seiner Schwester der Schmerz wol nie wieder getroffen, wie am Morgen des 10. Mai, als er aus dem Munde Christianen's die Bestätigung der gefürchteten Kunde vom Hinscheiden Schiller's empfing. Er schien zu fühlen, daß mit diesem jähen Schlage die zweite Epoche seiner Dichterjugend abschloß. Nicht nur damals, unter dem gewaltsamen Andrange des ersten Schmerzes, klagte er, die Hälfte seines Daseins habe er verloren; auch lange hernach, als die Nähe von Freunden wie Jacobi und

F. A. Wolf ihn erfrischt und gestärkt hatte, und mancherlei erheiternde Erscheinungen in buntem Wechsel an ihm vorübergezogen waren, auch da noch konnte er den immer wachen Schmerz nicht zur Ruhe bringen. „Den letzten Tag 1805“ traf er in einem vertraulichen Briefe an Eichstädt, den Redacteur der Litteratur-Zeitung, eine testamentarische Verfügung, und zwar aus dem Grunde, weil er „nach dem Tode eines so werthen Freundes nur halb fortlebte und sich vielleicht hinfälliger glaubte als er war“.

Von Schiller verlassen, sah er, der Dichter, der Künstler, der Kunst- und Naturforscher, einer großen Einsamkeit entgegen · Freilich wurden seine Beziehungen zur Welt, zum Vaterlande und Auslande immer zahlreicher und vielseitiger. Eine junge Generation wuchs auf in der Bewunderung seines Genius. Alle Strahlen des deutschen Geisteslebens schienen in ihm sich sammeln zu wollen Zu den alten erprobten Freunden traten im Laufe der Jahre neue tüchtige und vertrauenswerthe, wie Reinhard, Boisserée und so manche andere; Wilhelm v. Humboldt bewährte fortdauernd seine Treue; die Freundschaft mit Zelter erwärmte sich zu brüderlicher Herzlichkeit; jüngere Gelehrte, Philologen und besonders Naturforscher drängten sich zum persönlichen oder brieflichen Verkehr mit dem Meister heran; jeder fühlte sich beglückt, der sich zu den Seinen zählen durfte. Aber der Mann kam nicht mehr, der ihm, wie der heimgegangene Freund, in jedem Sinne ein Geistes- und Wirkungsgenosse sein konnte. Hatten er und Schiller sich doch selbst da verstanden, wo sie nicht einig waren. Vermochte einer von den Führern der romantischen Schule sich ihm als ein solcher Genoß zur Seite zu stellen? Unmöglich! Sie hatten den litterarischen Gesichtskreis bedeutend erweitert; sie führten fort, was Herder glorreich begonnen, indem sie unsere Litteratur mit den Litteraturen

aller Zeiten und Völker in lebendige Berührung brachten. Unſtreitig hatten ſie dazu beigetragen, die Beſſeren der Nation empfänglich zu ſtimmen für die hohen Kunſtwerke, die den männlichen Jahren Goethe's entſtammten; ſie hatten ihn ausgerufen zum wahren Statthalter des poetiſchen Geiſtes auf Erden; ſie verehrten ihn als Haupt und Stifter einer neuen Poeſie, in welcher der Einklang zwiſchen dem Romantiſchen und dem Claſſiſchen hergeſtellt worden. Er ließ ſich ihre Auffaſſung ſeiner Dichternatur gefallen; er nutzte für ſeine Zwecke den Ertrag ihrer wiſſenſchaftlich-künſtleriſchen Bemühungen; er wehrte den Geiſt, den ſie zu verbreiten ſuchten, nicht von ſich ab; ja, ſoweit es ohne Widerſpruch gegen ſeine Grundſätze geſchehen konnte, begünſtigte er ſie thätig, um zu zeigen, daß er ſie ſchätzte. Aber niemals hätte er im Einverſtändniß mit ihnen wandeln und wirken können; ſein Weg führte nicht nach den dunkelhellen Regionen, in denen ſie hauſten oder denen ſie zuſtrebten. Auf manchen Gebieten mußte er ſie ſogar als ſeine entſchiedenen Widerſacher, als gefährliche Gegner des Rechten und Wahren bekämpfen und verfolgen. Was er über bildende Kunſt lehrend und mahnend vortrug, richtete ſich meiſt gegen die neuen Glaubensſätze der Romantiker, welche dem Dünkel und dem Unvermögen ſchmeichelten. In allem, was ihm das Höchſte und Wichtigſte war, blieb er auf ſich allein angewieſen. Die Einſamkeit, in die er ſich verſetzt fühlte, belebte er durch unabläſſige That; denn „nur wer immer wirkt, vermag zu wirken"; und er ſteigerte und vermannichfaltigte die Forderungen an ſeine Wirkſamkeit, bis die Nacht eintrat, „wo Niemand wirken kann".

Zuvörderſt ordnete er die neue zwölfbändige Sammlung ſeiner Werke; im Cotta'ſchen Verlage erſchien ſie; 1806 begonnen, lag ſie 1808 abgeſchloſſen vor. Im erſten Bande

war der seit 1790 so mächtig angewachsene lyrische Reichthum vereinigt; der achte bot die höchste Gabe, die der Dichter zu bieten hatte: den vollendeten ersten Theil des Faust. Schon von dem Fragment hatte man gesagt, es gehöre zum Größten, was die Kraft des Menschen je gedichtet. Jetzt gab sich das Werk als ein Ganzes, das auf eine Fortsetzung deutete; es erschien ausgerüstet mit allem übermächtig dämonischen Zauber einer weltdurchdringenden und neue Welten erzeugenden Poesie. Seitdem Dante seinen Prophetenmund geschlossen, war der Menschheit keine ähnliche Offenbarung geworden.

Aber nicht mit ungetrübtem Genuß konnte Deutschland sich damals seines Dichters erfreuen. Die Jahre des Unheils, der Schmach und Erniedrigung waren gekommen. Goethe jedoch stand unerschüttert im Sturme der Zeit. Mit einer Beharrlichkeit, in der man den Heroismus nicht verkennen sollte, lehnte er alles von sich ab, was in den bestimmt gezogenen Kreis seiner Pflichten verwirrend einzubrechen drohte; keine fremdartige Anforderung durfte ihn stören in der Vollbringung des Tagewerks, das Gott und die Natur ihm aufgetragen. Er war Patriot in einer Weise, wie nur er es sein konnte, sein durfte. Vernichtet erschien ihm die politische Macht Deutschlands; um so ruhmvoller sollte die deutsche Hoheit im geistigen Leben wieder auferstehen; und was der deutsche Geist vollführte und errang, sollte der Menschheit zum Gewinne gereichen. Vous êtes un homme, sagte ihm Napoleon am 2. October 1808, nachdem er ihn aufmerksam angeblickt. Das Wort birgt einen Sinn, tiefer und wahrer als der Gewaltherrscher ahnen konnte, der es sprach.

Vor allem war Goethe beflissen, „seine Geister ins Freie zu wenden", die Betrachtung organischer Naturen

treulich fortzuſetzen und den in vieljährigen chromatiſchen Studien aufgehäuften Stoff abſchließend zu bearbeiten. So konnten denn 1810 die beiden imponirenden Bände „Zur Farbenlehre“ ausgegeben werden; den zweiten füllte die Geſchichte der Farbenlehre; ſie gilt uns noch jetzt als das nicht wieder erreichte Muſter für die hiſtoriſche Behandlung einer Wiſſenſchaft; in keinem ſeiner ſpäteren proſaiſchen Werke hat Goethe das All ſeines Geiſtes ſo klar abgeſpiegelt. Aber er zeigte ſich auch verjüngt in neuen Dichtungswelten. „Pandora“ ward 1807 begonnen, der raſch entſprungene Roman: „Die Wahlverwandtſchaften“ 1809 zu Ende geführt. In jener begegnen wir den bekannten Geſtalten aus des Dichters Jugendjahren; aber ihre geiſtige Phyſiognomie iſt durchaus umgewandelt; ſie haben ſich mit dem Dichter fortgebildet und aus ſeinen Ideen ein neues Daſein erhalten. Ein ſchmerzlicher Grundton klingt aus den Tiefen dieſer Dichtung; ein eigenartig ſchimmernder Glanz wunderreicher Poeſie durchdringt das Einzelne und legt ſich blendend über das Ganze; der Poet ſcheint zu ſchwelgen im Wechſel der kunſtreichſten Formen. Der Roman iſt in Rückſicht auf Strenge der Darſtellung, auf ungebrochene Einheit der Anlage und Ausführung nur mit dem Werther und mit Hermann und Dorothea zu vergleichen. Er war urſprünglich als Novelle gedacht, denjenigen ähnlich, die in den Wanderjahren, welche ſeit 1807 den Dichter beſchäftigten, ſpäter zuſammengereiht wurden. In den Wahlverwandtſchaften hatte ſich Goethe bemüht, „die innige wahre Katharſis ſo rein und vollkommen als möglich abzuſchließen“. Noch immer blieben ſeine Dichtungen Bekenntniſſe, durch die er vom Drange der Leidenſchaft ſich zu befreien ſuchte; ſie waren Lebenszeugniſſe und Lebensſpuren, die er den kommenden Geſchlechtern zurückließ. Wie einſt Lotte, ſo hatte auch

Ottilie ihr wirkliches Urbild, das der Poet mit freigeſtaltender Kraft umſchuf: in der edel lieblichen, ethiſch verklärten Heldin will man die Züge jener Minna Herzlieb wiedererkennen, die in Jena dem Frommann'ſchen Kreiſe angehörte und deren Name uns auch aus den Sonetten entgegentönt.

Nun wählte Goethe, der 60jährige, ſein eigenes Leben zum Stoff des biographiſchen Meiſterwerks, das zugleich den geſchichtlichen Commentar zu ſeinen Poeſien und eine allſeitige Ergänzung derſelben enthalten ſollte. Drei Bände von „Dichtung und Wahrheit" erſchienen in den Jahren 1811—1814. Aber ſchon war, als Deutſchland ſich der Schmach und des Drucks mit endlich vereinten Kräften ruhmvoll entledigt hatte, Blick und Sinn des Poeten anderen Welten zugekehrt. Das neueröffnete Studium des Orients, und zwar beſonders der arabiſchen und perſiſchen Litteratur, hatte ihn mächtig lockend an ſich gezogen. In Hafis, den Hammer 1812 in einer, freilich unzulänglichen, Ueberſetzung den Deutſchen nahe zu bringen geſucht, fand Goethe den ihm verwandt ſcheinenden Dichtergeiſt, den er ſich als Führer durch des Morgenlands Gefilde wählte, dem er ſich in ſeiner jetzigen Lebensperiode anähnlichen konnte, ohne ſein eigenes Selbſt preiszugeben. Die größte Maſſe der Gedichte, welche den „Weſt-öſtlichen Divan" bilden, entſtand 1814 und 1815, und zwar gewann er eine bedeutende Anzahl gerade der köſtlichſten auf den beiden Reiſen, die ihn in den Sommer- und Herbſtmonaten jener Jahre in die vom Feinde freigewordenen Heimathsgegenden an den Rhein und Main führten. Mit Naturgewalt, wie in den Tagen ſeiner jungen Kraft, brach die Dichtung hervor und ergoß ſich unaufhaltſam mit wahrhaft jugendlicher Ueppigkeit. Und auch hier ſchmolz die Poeſie mit dem Wirklichen, wunderſam aber ungezwungen, in einander. Hatems Suleika, deren Reize und Vollkommen-

heiten kaum durch das Namenhundert Allah's genügend zu bezeichnen ſind, ſie ſchwebte nicht nur als Geiſtesgebild in den Räumen der vom Dichter auferbauten weſt-öſtlichen Welt, um ſie mit den Wundern ihrer Lieblichkeit zu erfüllen. In Marianne von Willemer, der geiſt- und kunſtbegabten Gattin eines Frankfurter Freundes (Maria Anna Katharina Thereſe Jung, 20. November 1784 bis 6. December 1860) trat ihm Suleika wirklich und leibhaftig entgegen; ſie empfing ſeine poetiſchen Huldigungen, um ſie dichtend zu erwidern. Angehaucht von ſeinem Geiſte, eingeweiht in ſeine Kunſt, ſchuf ſie Lieder, die neben den herrlichſten ihres Freundes im Buche Suleika unvergänglich glänzen; ſein Weſen hatte ſchöpferiſch das ihrige ſo durchdrungen, daß in jeder ihrer Strophen das vollgültige Gepräge der Goethe'ſchen Lyrik zu erkennen iſt.

Der Dichter bezeichnete ſeinen Divan als „Verſammlung deutſcher Gedichte in ſtetem Bezug auf den Orient" — wir können hinzuſetzen: und auf den Zeitpunkt ihrer Entſtehung. Denn alle Glieder dieſer Verſammlung mahnen uns bald mit deutlichem, bald mit verhülltem Wort an die Jahre, da der Poet im befreiten Vaterlande, das er durchwanderte, ſelbſt aus befreiter Bruſt wieder lebensfreudig aufathmete. Auch hier gibt er uns Gelegenheits- und Zeitgedichte. Er erſchließt den Orient für die deutſche Poeſie, ohne ſich den Formen des Orients ſclaviſch anzubequemen; er blieb auch unter dem Anſchein fremder Hülle der Dichter ſeines Volkes und ſeiner Zeit; unter der Maske, welche niemals ſeine wahren Züge ganz verbergen darf, kann er ſich mit um ſo größerer Freiheit bewegen. Eine ſelige Heiterkeit, gleich der Sonne des Oſtens, ſcheint von dieſen Gedichten aus ihre Strahlen nach allen Enden hin zu verbreiten; zu der Leidenſchaft, die das Geliebte an ſich ziehen will, geſellt ſich die

weltüberwindende Weisheit und die gläubige Ergebung in den göttlichen Rathſchluß. Der Dichter weidet Geiſt und Sinn an unerſchöpflichem Genuſſe; aber ſtets hält er den Bezug auf das Ueberſinnliche feſt. Die Leidenſchaft ſchlägt in mächtiger Flamme auf; aber mit ihrer Spitze rührt die Flamme an das Himmliſche; ja, während alle Wonnen der Erde ihn, den nie alternden, umfangen, ſtrebt er in ſeliger Sehnſucht, gleich dem Schmetterling, dem Flammentod entgegen, um dann in einem neuen Werden ſich auf ewig zu verjüngen. In ſeinem 70. Jahr (1819) gab Goethe den Divan mit den begleitenden Erläuterungen ans Licht; dem poetiſchen Theil ward ſpäter noch manches erleſene Stück beigefügt. Von der Proſa der Erläuterungen darf man mit einem Goethe'ſchen Worte ſagen, daß ſie durchreiht iſt mit juwelenem Goldſchmuck.

Das letzte ihm gegönnte Jahrzehnt verwandte er zu dem einen großen Zwecke, ſein Daſein der Nation ſo vollſtändig wie möglich in dauernden Zeugniſſen vorzulegen. Neigte er ſich doch immer entſchiedener der Anſicht zu, daß, wollte man der Nachwelt etwas Brauchbares hinterlaſſen, es Confeſſionen ſein müßten! Im Verein mit den weimariſchen Kunſtfreunden ſetzte er die Zeitſchrift „Kunſt und Alterthum" fort (ſeit 1816); in den Heften „zur Naturwiſſenſchaft" (ſeit 1817) ſammelte er, was er für Naturkunde geleiſtet, und erging ſich zugleich in den großartigſten Bekenntniſſen über den Verlauf ſeiner geiſtigen Entwickelung, über ſein einheitliches Wollen und vielſeitiges Streben. So zog er, indem er ſeine Kräfte wohlbedächtig zuſammenfaßte, den Kreis ſeines Wirkens immer weiter. Je williger und entſchiedener auch das Ausland den Blick auf ihn lenkte, um ſo beſtimmender griff er ein in das Geſammtgetriebe des europäiſchen Geiſtes- und Bildungslebens. Den erſten Theil der Wanderjahre

gab er 1821. Auch hier wie ſchon in den Lehrjahren, fand ſich „eben ſo viel Hinweiſung als Darſtellung“. In dieſem collectiven Werke mußte aber ſelbſt den unbefangenen Leſern manches Wunderliche mißfällig auffſtoßen, bei dem ſich der Zweck und die tiefere Abſicht des Dichters nicht alſobald errathen ließen. Er ſelbſt erachtete es für geboten, „das Werklein von Grund aus aufzulöſen und wieder neu aufzubauen“. Freilich war auch dann noch aus den verſchiedenartigen Elementen, die hier verarbeitet ſein wollten, ein künſtleriſch übereinſtimmendes Ganzes nicht wohl zu bilden; aber ein nach ſeinem Werthe noch lange nicht gewürdigter Schatz von Ideen, von Anſchauungen und Ahnungen jetziger und künftiger Zuſtände und Beſtrebungen iſt hier zuſammengetragen. Die tiefſten Bedürfniſſe der modernen Zeit ſcheinen hier erkannt zu ſein. In den novelliſtiſchen Beſtandtheilen offenbart und verhüllt ſich eine Kunſt der Erzählung, wie ſie ſeit dem Cervantes keinem Neueren eigen geweſen. Was Goethe in den dichteriſchen Schöpfungen ſeiner letzten Jahre bot, war ein den ſpäter kommenden Geſchlechtern hinterlaſſenes Gut. Unter den Zeitgenoſſen, ja ſelbſt in der nächſtfolgenden Generation vermochten es nur wenige zu genießen oder zu erfaſſen. Und allerdings iſt das Verſtändniß dieſer Dichtungen nicht leicht zu erobern. Denn, indem ſie ſich aufs Ewige beziehen, ſtellen ſie uns „im Erdenleben das Bild und Gleichniß des Unvergänglichen“ vor Augen. Goethe ſelbſt verhehlt nicht, daß hier eine ſcharf eindringende Aufmerkſamkeit erfordert werde. Er glaubte einzuſehen, „daß ſich manches unſerer Erfahrungen nicht rund ausſprechen, nicht direct mittheilen läßt“; er hatte daher, ſeinem eigenen Bekenntniſſe zufolge, das Mittel gewählt, durch einander gegenübergeſtellte und ſich gleichſam in einander abſpiegelnde Gebilde den geheimeren Sinn dem Aufmerkenden zu offen-

baren. Es darf wol nicht Wunder nehmen, daß die meisten, statt aufzumerken, sich nach oberflächlicher Betrachtung mißvergnügt oder gar spöttelnd von diesen Gebilden abwandten. Erst jetzt beginnt man, sich des endlich erkannten Gehalts dieser Schöpfungen zu bemächtigen.

In jenen letzten Jahren war seine Hauptsorge auf Ordnung und Sicherung seines litterarischen Nachlasses gerichtet. Mit steigendem Ernst widmete er sich dieser Pflicht, seitdem eine Krankheit, die seinem Leben bedrohlich schien (1823), glücklich überwunden worden. Der ersten Cotta'schen Ausgabe seiner Werke war 1815—19 eine 20bändige gefolgt. Am 1. März 1826 erließ er die Anzeige einer vollständigen Ausgabe letzter Hand. Dieser war der Schutz der deutschen Bundesstaaten zugesagt. Sie ward, einem Schatzhause gleich, bestimmt, den unausmeßbaren Ertrag des Goethe'schen Lebens aufzunehmen. Vierzig Bände erschienen im Laufe dreier Jahre (1828—30). In 15 Bänden ward (1832—33) ein Theil des Nachlasses vorgelegt. In späteren Ausgaben (1836, 1840) vermehrte sich die Masse noch beträchtlich; aber, wie viel auch seitdem nachgesammelt worden, noch immer scheint der Vorrath nicht erschöpft. Der Wunsch nach einer, auch im wissenschaftlichen Sinne, vollständigen Ausgabe wird der Nation erst dann erfüllt werden, wenn das Goethe'sche Archiv sich endlich dem Licht und der Wissenschaft erschließt; dann wird man auch hoffentlich nicht zögern, den Werken die Briefe als einen integrirenden Bestandtheil beizufügen und so das Bild des umfassendsten Menschenlebens, von dem die Geschichte Kunde gibt, vollkommen abzurunden.

Aber nicht blos dem Ordnen und Sammeln, auch dem Hervorbringen und Vollenden war das letzte Jahrzehnt gewidmet. Die Dichterkraft äußerte sich in Formen, die seiner jetzigen Lebenshöhe angemessen waren und die weder dem

Jüngling noch dem Manne geziemt hätten; aber sie war nicht gebrochen. Wie gewaltig die Leidenschaft den Dichter noch begeistern und „begeisten“ konnte, das bezeugte die Marienbader „Elegie“, im Herbste 1823, fast ein halbes Jahrhundert nach dem Werther, durch die Trennung von Ulrike v. Lewezow hervorgerufen, das erregteste, schmerz- und weihevollste seiner Liebesgedichte. Er wußte sich noch im Besitze unberechenbarer Kräfte: er fühlte sich der Aufgabe gewachsen, die Faustdichtung zum Schluß zu führen. Er begab sich daran (1825), das Werk zu bezwingen. „Ohne Hast, aber ohne Rast“ schritt er vorwärts. Der vierte Band der letzten Ausgabe (1828) brachte die „Helena“, als klassisch-romantische Phantasmagorie, in welcher der Poet, durch keine Zeit gebunden, über alter und neuer Welt schwebt, um beide in sich und im Gedichte vereinigend zusammenzufassen. Als der letzte Geburtstag kam, war der zweite Faust vollendet, das staunenswürdigste Gebild der Weltlitteratur, zu dessen Verständnisse jetzt ein neues Geschlecht heranwächst. Das thatenreiche Dichterleben schloß ab mit der Verherrlichung der That, welcher die Erlösung folgt. Der Schluß dieser Dichtung, zu deren Aussteuer die Jahrtausende ihre Bildungsschätze dargeliehen, verklingt in einem vieltönigen Hymnus auf die ewige Liebe. Diese selbst erscheint verklärt in der Strahlengestalt der mater gloriosa, von welcher Gretchen die Gunst erfleht, den früh Geliebten, nun vom Lichte des neuen Tages Geblendeten zu belehren. Der Dichter, der am Ende seines Daseins diese „vom Worte Gottes durchdrungenen Kreise“ unserer Anschauung eröffnet, scheint seinen eigenen Ausspruch bewähren zu wollen: „am Ende des Lebens gehen dem gefaßten Geiste Gedanken auf, bisher undenkbare; sie sind wie selige Dämonen, die sich auf den Gipfeln der Vergangenheit glänzend niederlassen.“

Prüfungen hatte er bis zuletzt zu erwarten und zu überstehen. Der fürstliche Freund, die Herzogin, ja der eigene Sohn gingen vor ihm aus der Welt; er mußte über Gräber vorwärts. Auch manche Bewegungen im Vaterlande, manche Weltereigniſſe berührten ihn tief und ſchmerzlich genug. Niemals erſtarrte er zu dem ruhigen Götterbilde, das eine falſche oder böswillige Tradition aufgerichtet hat; niemals verleugnete er das Mitgefühl mit den Geſchicken der Menſchheit, mit den Geſchicken ſeines Volkes, dem er freilich nie mit tönender Phraſe geſchmeichelt, deſſen angeſtammte Tugenden er aber liebevoll, wie kein anderer, erkannte und pries, und deſſen Einheit auch er herbeiſehnte; noch in ſeinen ſpäteſten Jahren durfte er ſagen, daß, wie er draußen die Univerſalhiſtorie aufgeſucht, ſie ihn dagegen wieder in Haus und Garten heimgeſucht habe. Mochte daher auch die Heiterkeit manches Tages getrübt werden, im Ganzen bietet doch ſein Alter das Bild eines erhabenen Glücks. Wol niemals hat ein Mann, bis an die äußerſte Lebensgrenze vorſchreitend, ſeine Lebenszwecke ſo vollſtändig erreicht. Er ſtand in Wahrheit auf der Höhe der Welt. Die Majeſtät des deutſchen Geiſtes war in ihm verkörpert. Der Widerſtand, der gegen ihn laut ward, konnte nicht in die höheren Regionen hinaufreichen. Gerade die Größten unter den Großen Deutſchlands bekannten am freudigſten, er ſei der Erſte, ohne einen Zweiten und Nebenbuhler. Die Führer der fremden Litteraturen aber näherten ſich ihm mit den Empfindungen, mit welchen der Vaſall ſeinem oberſten Lehnsherrn huldigt. Es war ein franzöſiſcher Künſtler, der ihm 1831 zurief: „Sie ſind die große Dichtergeſtalt unſerer Zeit.“

Das Bild, das uns Goethe in ſeinem hohen Alter darbietet, ſtellt ſich in eigenartiger Herrlichkeit dem Bilde ſeiner Jugend gegenüber. Die zwanziger Jahre des neunzehnten

Jahrhunderts ſind in ihrer Weiſe nicht minder wunderwürdig als die ſiebziger des achtzehnten. Sein Daſein hatte nun das Anſehen eines Kosmos gewonnen, in welchem nach unverbrüchlichen Naturgeſetzen alles zur ſchönen Uebereinſtimmung ſich fügte. Nicht blos den Dichter ſah man in ihm; die Beſten des eigenen Volkes und der fremden Nationen ehrten in ihm den Lehrer, oder, wie es in der Huldigung der engliſchen Freunde zum 28. Auguſt 1831 ausgedrückt ward, „den Wohlthäter, der durch Wort und That Weisheit lehrte“. Der Lehrer, der als darſtellender Dichter wie als Forſcher die Geheimniſſe des Seelen- und Naturlebens offenbart hatte, ſtand aber zugleich wie ein König vor ſeiner Mitwelt. Und mußte ſich in ihm nicht ein königliches Selbſtbewußtſein regen, wenn er das Ganze ſeiner Perſönlichkeit hiſtoriſch überblickte? „Man hätte mir eine Krone aufſetzen können“, ſagt er, „und ich hätte gedacht, das verſtehe ſich von ſelbſt.“ Nun trug er eine Krone, wie ſie niemals auf eines Sterblichen Haupte geruht. Aber er, der ſelbſt ein wahrhaft Freier war, konnte ſeine Herrſchaft nicht zur Unterdrückung der Geiſter mißbrauchen; er herrſchte um zu befreien. Er wies den Ehrennamen eines Meiſters ab: die heranwachſende Dichterjugend ſollte ihn ihren „Befreier“ nennen. Wo ſich in den Litteraturen Europa's damals ein freieres Beſtreben im Gegenſatz zum despotiſchen Herkommen Bahn brechen wollte, da war er es, deſſen Name, wie der eines Schutzheiligen, angerufen ward, oder der auch unaufgefordert als Schirmherr geiſtiger Freiheit mit ſeinem mächtigen Worte hervortrat.

Seiner geiſtigen Kraft ward bis zuletzt kein Stillſtand geboten. Auch die körperliche Erſcheinung des Heros ward von der Hand des Alters kaum leiſe berührt. Nach dem Abſchluſſe des Fauſt verweilte er im Beginne des Jahres

1832 mit frischer Lust wieder im Naturreiche; der Streit zwischen Cuvier und Geoffroy de Saint-Hilaire regte ihn an, in erneuten Bekenntnissen seine Ueberzeugungen noch einmal endgiltig darzulegen; ihm ward das Glück zu Theil, noch kurz vor seinem Scheiden des künftigen Triumphs dieser lebenslänglich behaupteten Ueberzeugungen gleichsam durch ein gewichtiges Pfand versichert zu werden. Auch Werke der alten Kunst, die damals frisch vor sein Auge gelangten, erregten den Zweiundachtzigjährigen zu jugendfrischer Begeisterung. Da kam leise die Stunde des Abschieds. Seit dem 16. März sank die Kraft. Nach kurzem Schmerze ward er hinweggenommen. Um Frühlingsanfang, am Donnerstag, dem 22. März gegen die Mittagsstunde, brach das Auge, dem kein irdisches Licht mehr genügen sollte. In den letzten Aeußerungen trat noch der Name Schiller's auf die nun ewig verstummenden Lippen. —

Seitdem Deutschland sich seiner selbst voll bewußt geworden ist und dies Bewußtsein in Thaten, welche die Welt erschütterten, zum Ausdruck gebracht hat, wächst fortwährend seine stolze Freude an dem Dichter, der dem Vaterlande und der Welt gleichmäßig angehört. Hat Dante die Elemente des mittelalterlichen Daseins in einem ewigen Gedichte zur Einheit versammelt, so wird in Goethe's Sein und Schaffen der ganze Reichthum des neueren Geisteslebens offenbar. Er hat das Bündniß zwischen Wissenschaft und Poesie neu begründet und bekräftigt; er hat einer nach allen Richtungen auseinander strebenden Menschheit in seinem eigenen Wesen das Beispiel der reinsten Harmonie aller Geisteskräfte gegeben. Wie machtvoll bildend und umbildend er auch auf seine Zeit gewirkt, so möchte man doch fast glauben, erst jetzt trete sein Geist die Weltherrschaft an, und die Prophezeiung Carlyle's, der in ihm den Herrscher der Zukunft begrüßte, müsse sich

nun erfüllen. Ausblickend von der Höhe, auf welcher er ruhte, ſah er die Weltlitteratur herankommen. Bildet ſie ſich einſt, wie er ſie vorgeahnt, ſo muß ſein Geiſt ſchaffend ſie durchwehen.

Litterariſche Notiz.

Nachdem der Goethe'ſche Text, nicht ohne Schuld des Dichters ſelbſt und ſeiner Gehülfen, vielfachen Verderbniſſen preisgegeben worden, hat er in den letzten anderthalb Jahrzehnten von Seiten der Herausgeber und Kritiker die gebührende, liebevoll ernſte Behandlung erfahren. In den Cotta'ſchen Ausgaben iſt die Reinheit des Textes durch Vollmer's muſterhafte Sorgfalt geſichert. Die Hempel'ſche Ausgabe leiſtet Vorzügliches in Rückſicht auf Kritik und Erklärung; aber ſie leiſtet es freilich nur in den Theilen, deren Bearbeitung den Herren v. Loeper, v. Biedermann und Kaliſcher zugefallen iſt. Dankbar und rühmend ſei hier beſonders des Loeper'ſchen Commentars zu Dichtung und Wahrheit gedacht. — Aus der Maſſe der biographiſchen Darſtellungen mögen die unter ſich wieder ſo verſchiedenen Werke von Schäfer, Goedeke und Herman Grimm herausgehoben werden. Jedes derſelben iſt in ſeiner Weiſe trefflich geeignet, in die Goethe'ſche Welt einzuführen. Ueber das erſte weimariſche Jahrzehnt erhalten wir die ausgiebigſte Belehrung in Ad. Schöll's Einleitung und Noten zu ſeiner Ausgabe der Briefe an Frau v. Stein. Das Buch des Engländers Lewes, das vor mehr als 20 Jahren für deſſen Landsleute von Nutzen ſein konnte, iſt hoffentlich in Deutſchland für immer beſeitigt. Die wahre Biographie Goethe's kann natürlich nur im Gefolge einer wahrhaften Geſammtausgabe ſeiner

Schriften erſcheinen. — Wer die Quellen des Goethe'ſchen Textes kennen lernen und mit den Hülfsmitteln zu einem hiſtoriſch-kritiſchen Studium der Goethe'ſchen Werke ſich vertraut machen will, der iſt noch immer zu verweiſen auf des unvergeßlichen Salomon Hirzel Verzeichniß einer Goethe-Bibliothek (1767—1874).

Gottſched.

Faſt ein Jahrhundert hindurch grauſam verkannt, hat Gottſched erſt während der jüngſten Jahrzehnte ſpäte Gerechtigkeit erfahren. Als Th. W. Danzel aus der ſorgfältig durchforſchten Gottſched'ſchen Correſpondenz das Buch „Gottſched und ſeine Zeit" (Leipzig 1848) hervorgehen ließ, mußte er es ſich zur Aufgabe machen, einer mißachteten Perſönlichkeit, deren Name kaum ohne Beimiſchung von Spott genannt ward, ihre geſchichtliche Bedeutung wiederzugeben. Erſt ſeitdem iſt Gottſched in ſeiner wahren Geſtalt für die Litteraturgeſchichte zurückgewonnen worden. Deutlich erkennen wir die ſeiner Geiſtesart gezogenen Schranken, über welche er auch mit der angeſtrengteſten Thätigkeit nicht hinauszureichen vermochte; wir begreifen, daß ſein Thun der jüngeren Generation ſeiner Zeitgenoſſen als werthlos oder gar verderblich erſchien, daß er von ihr verächtlich bei Seite geſchoben ward, und daß auch in den nächſtfolgenden Geſchlechtern keine Neigung ſich regte, ihn wieder zu verdienten Ehren zu bringen; wir ſehen ein, daß dieſe Verkennung aus geſchichtlicher Nothwendigkeit entſprang. Aber wir ſehen

auch, daß er die Arbeit, zu der er berufen war, gründlich vollführte; wir ſehen, wie er mit allen verwendbaren Mitteln und Kräften innerhalb der ſeiner Natur gebotenen Beſchränkung auf ſeine Zeit eindringlich wirkte, wie er deren Bedürfniſſe richtig erfaßte und ihnen im richtigen Augenblicke genug zu thun verſtand. Vielleicht iſt man noch immer nicht zu einer völlig unbefangenen Betrachtung ſeines Wollens und Vollbringens vorgedrungen. Wir wiſſen aber wenigſtens jetzt zu beſtimmen, inwiefern ſeine Leiſtungen dazu beigetragen, die Begründung unſerer großen Litteratur vorzubereiten.

Zu Judithenkirch bei Königsberg in Preußen iſt Gottſched am 2. Februar 1700 als Sohn des dortigen Predigers geboren. Auch er alſo, gleich dem gewaltigſten ſeiner Gegner, entſtammt einem proteſtantiſchen Pfarrhauſe. Der Vater, ein nach dem Maße jener Zeit gebildeter Geiſtlicher, ließ ſich den Unterricht des Sohnes ſelbſt angelegen ſein. Dieſer, lernbegierig, gewandt und empfänglich, kam in den ernſten Wiſſenſchaften raſch vorwärts; im vierzehnten Jahre ſchien er reif zum Beſuch der Univerſität. Aufgemuntert von ſeinem väterlichen Lehrer, der ſelbſt der Dichtkunſt nicht abgeneigt war, ließ er ſich auch ſchon frühzeitig aufs Gebiet der freien Künſte verlocken; er kann ſpäter von ſich rühmen, daß er „von Jugend auf allezeit ein großes Vergnügen an Verſen gehabt“.

An der Königsberger Univerſität ward er am 19. März 1714 immatriculirt. Theologie und Philoſophie beſchäftigten ihn vornehmlich. Mit der Gottesgelahrtheit konnte jedoch ſein nüchterner Geiſt ſich nur oberflächlich befreunden, obgleich er einen Mann wie den älteren Lilienthal unter ſeinen Lehrern fand. Der Weltweisheit hingegen widmete er ſich mit wachſendem Eifer. Rührig und rüſtig, wie er war,

nahm er die verſchiedenen Syſteme hinter einander durch. Er will die ariſtoteliſche und carteſianiſche Philoſophie kennen gelernt haben; er ſtudirte des Thomaſius Sittenlehre und Naturrecht; Locke las er fleißig; um Leibnizen's Theodicee zu verſtehen, machte er ſich mit dem Franzöſiſchen bekannt. Auch Experimentalphyſik trieb er und konnte 1717 de mutationibus barometri in tempestatibus pluviis disputiren. Aber, ſo reich ſein Kopf auch mit philoſophiſchen Meinungen ausſtaffirt war, die eigentliche Erleuchtung kam ihm erſt, als er durch ſeinen Lehrer Raſt — es mag um das Jahr 1720 geweſen ſein — zu den neueſten Wolffiſchen Schriften hingeführt ward. In der Leibniz-Wolffiſchen Philoſophie fand er nun die Erkenntnißquelle, aus welcher er hinfort ſeine Anſichten über „Ordnung und Wahrheit in der Welt" getroſten Muthes ſchöpfte. Zweifel über das Unergründliche und Unentwirrbare im Weltlauf und Menſchendaſein, die ihn früher wol angefochten hatten, konnten ihn nun nicht länger quälen. Alles ward ihm klar und durchſichtig. An jener Philoſophie hat ſich ſein Verſtand formal geſchult. In der Wolffiſchen Logik glaubte er die Handhabe zu beſitzen, mit welcher ſich jede wiſſenſchaftliche Disciplin erfaſſen ließ. Auf dem Boden jener Philoſophie wähnte er hinreichende Kräfte geſammelt zu haben, um nach den verſchiedenſten Geiſtes- und Kunſtgebieten mit Sicherheit vorzudringen und ſich auf jedem beliebig anzuſiedeln.

Die Poeſie ward auch während der akademiſchen Lehrjahre nicht mit dem Rücken angeſehen. Gleich im Beginne derſelben konnte er ſich an einem Collegium poeticum erbauen, das der Profeſſor Rohde veranſtaltete. Der Mann ſtand im Rufe, ſeinen artigen Vers zu ſchreiben. Hören wir aber, daß Menantes' „allerneuſte Art zur galanten Poeſie zu gelangen" das Lehrbuch war, auf das er ſeine Anweiſungen

gründete, ſo werden wir kaum hoffen dürfen, daß ſeine dichteriſche Praxis oder Theorie der Ausbildung des Schülers im höheren Sinne förderlich geweſen. Etwas mehr ließ ſich erwarten von dem Sänger Eugen's, dem ſpäteren Hofrath und Leibmedicus Joh. Val. Pietſch, dem 1717 das ordentliche Lehramt der Dichtkunſt übertragen ward. Er erhielt es gewiſſermaßen als Lohn für ſeinen von ganz Deutſchland mit Begeiſterung vernommenen, aus 34 achtzeiligen Strophen beſtehenden und in heroiſchen Verſen rein und eben dahinfließenden Lob- und Heldengeſang auf des ſiegreichen Prinzen Feldzug in Ungarn 1716. Pietſch, der zuerſt in Simon Dach und Neukirch ſeine Muſter gefunden, hatte dann in der höfiſchen Schule der Canitz und Beſſer ſich alles das angeeignet, was damals zum Apparate einer vornehmen Poeſie gerechnet ward. Er galt als Meiſter des glatten Verſes, dem nichts von Lohenſtein's verpönten Ueberſchwenglichkeiten anhaftete und in den von Hofmannswaldau's ſpielendem oder ſchlüpfrigem Witze nur ſo viel überging, als zur Auszierung einer ernſten Materie unumgänglich nöthig ſchien. Noch im Anfange der vierziger Jahre, als Haller und Hagedorn ſchon aufgetreten, konnte Gottſched, ohne gerade energiſchen Widerſpruch zu befürchten, den Hofrath Pietſch als Denjenigen preiſen, der „unter allen Dichtern, die dieſes Jahrhundert Deutſchland hervorgebracht, faſt mit einhälligen Stimmen den oberſten Platz verdienet habe". Und in der That, wer damals, in Gottſched's Jugendzeit, den feineren Geſchmack befriedigen und der ſtrengeren Kritik genügen wollte, dem waren die Muſterſtücke jenes Mannes zur unbedingten Nachahmung zu empfehlen. An dieſen Gedichten, die weder des Autors noch des Leſers Einbildungskraft in Bewegung ſetzten, an ihnen konnte man bewundern, wie weit ſich die Kunſt treiben ließ, aus der Anſammlung wohlgeordneter, tönender

Wörter einen gut gegliederten Vers zu bilden, der etwas zu enthalten ſchien; hier ſchimmerte der Prunk einer anſpruchsvollen Schulrhetorik, welcher die Beredſamkeit der wahren Empfindung fremd blieb; nichtsſagende Antitheſen wechſelten mit kahlen Gemeinſprüchen; gehörigen Ortes waren die altüberlieferten Gleichniſſe und die längſt farblos gewordenen Bilder künſtlich eingefügt; über das Ganze aber breitete ſich eine matte Eleganz, neben der wenigſtens jene grellen Fehler nicht aufkommen durften, um derentwillen der Bann über die Häupter der zweiten ſchleſiſchen Schule verhängt worden.

Pietſch, im Jahre 1690 geboren, hatte noch ſeine volle Jugendfriſche, als er in Königsberg die Profeſſur der Poeſie antrat. Er war bereit, ſein künſtleriſches Wiſſen mitzutheilen, ſein poetiſches Können auf andere zu übertragen; und durch einen ſolchen Lehrer, mit dem ſich alsbald ein näherer Verkehr entſpann, ward nun Gottſched zu allen Handgriffen jener höfiſchen Technik gründlich angeleitet. Pietſch unterzog die poetiſchen Ausarbeitungen, die ihm der Lehrling fleißig einreichte, ſeiner gewiſſenhaften Cenſur. Bei ſolchen Anläſſen mochte er wol, zur Beſtärkung ſeiner Lehren, ihm ſeine eigenen Ueberſetzungen koſtbarer Stellen aus dem Horaz vortragen oder ihm Kernſprüche aus Canitzens Satire von der Poeſie zu Gemüthe führen; der Schüler erfuhr alsdann, was es heiße, ſolche Muſter „mit Verſtand zu leſen“. Dem Profeſſor der Dichtkunſt lag natürlich der Gedanke nicht fern, ſich in ſeinem Fache auch durch ein Lehrbuch nützlich zu machen; wie er gegen ſeinen Jünger verlauten ließ, ſollte daſſelbe ſo eingerichtet ſein, „daß darinnen der innere Charakter und das wahre Weſen eines jeden Gedichtes gewieſen würde“. Dieſe Anweiſung blieb ungeſchrieben; aus ſeinen Aeußerungen aber bildete ſich Gottſched den erſten Begriff einer „Critiſchen Dichtkunſt“. —

Gottſched lernte in dieſer Schule, was ſich lernen ließ. Ihr hatte er's zu danken, wenn er ſich hernach in Leipzig bald als fertigen Poeten ausweiſen konnte, und er übte nur eine Pflicht der Erkenntlichkeit, wenn er (Leipzig 1725) des Meiſters Werke geſammelt an's Licht treten ließ. Wie viel er auch ſpäter an Kenntniſſen und kritiſchen Einſichten gewonnen, als Poet iſt er über den Punkt, auf welchen Pietſch ihn geſtellt, niemals hinausgegangen. Und wäre es ihm auch möglich geweſen denſelben zu überſchreiten, was hätte ein ſolcher Fortſchritt ihm, der auf den Nutzen zu ſehen gewöhnt war, was hätte er ihm genützt? Indem er auf jenem Punkte beharrte, that er den Zeitgenoſſen für's erſte vollauf Genüge. Nicht nur die Anhänger ehrten ihn als einen Poeten, dem Phöbus ſelbſt die Saiten geſtimmt; auch diejenigen, die ſich ſeinem kunſtrichterlichen Anſehen niemals unbedingt fügen wollten, ließen ihn lange genug als Dichter gelten. Bodmer gab ihm in dem kritiſchen Lobgedichte, welches die deutſchen Autoren in geſchichtlicher Folge vorführt, nachträglich (1738) einen würdigen Platz neben Heräus und Pietſch (Charakter der deutſchen Gedichte V. 581); er lobt an ihm Fleiß und Biegſamkeit; man wäre nicht befugt, hier Ironie zu wittern. Selbſt Breitinger trug kein Bedenken in dem Werke, das beſtimmt war die Unzulänglichkeit der kritiſchen Dichtkunſt Gottſched's darzuthun, ihn neben König und den anderen poetiſchen Größen der Zeit zu nennen und ſeinen Gedichten erläuternde Beiſpiele zu entlehnen (Critiſche Dichtkunſt I, 325. 330). So hatte man denn auch zuerſt kein arges daran, daß Gottſched die Hauptſtücke im zweiten „beſonderen" Theil ſeiner Dichtkunſt mit Exempeln von ſeiner Arbeit ausſtattete und die vorgetragenen Lehren durch die eigene Praxis bekräftigte. Er beſaß einen hinlänglichen Vorrath von Oden und Cantaten, von Idyllen, Klagliedern

und verliebten Gedichten, von poetiſchen Sendſchreiben, Straf-, Sinn- und Scherzgedichten, von dogmatiſchen und heroiſchen Poeſien; er durfte glauben, daß man aus ſeinen Verſen eben ſo gut wie aus denen der übrigen Meiſter und Geſellen lernen könnte, welcher Stil einer jeden Dichtungsart angemeſſen ſei. Den höfiſch gearteten Poeten, die im erſten Viertel des Jahrhunderts in die Oeffentlichkeit traten, war er ein ebenbürtiger Genoſſe. Denn was verſchlug es viel, daß ſeine Dichterrede hie und da noch etwas matter klang als die der anderen, oder daß bei ihm die Miſchung des Hochtrabenden und des Platten ſich manchmal noch widerwärtiger ausnahm als bei dem Troß der namhafteren Gelegenheitsdichter? Nur dann ſinkt er tiefer unter das Durchſchnittsmaß der damaligen Poeſie, wenn er ſich ſelbſt und ſeine perſönlichen Verhältniſſe zum Gegenſtande ſeiner Dichtung macht. Beginnt er als ſehnſuchtsvoller Freier ſeine Kulmus zu beſingen, ſo ſteigt die komiſche Wirkung bis zu einem unerlaubten Grade.

Wie eifrig nun auch der Königsberger Student — denn auf dieſen müſſen wir zurückblicken — der Poeſie oblag, ſo konnten ihn doch die Lockungen der Muſen nicht von fruchtbringenderen Beſchäftigungen abziehen. In ihm lebte nichts von dem verzehrenden Dichterdrang, nichts auch von der ſorgloſen Lebensfreude und Sinnenluſt eines Günther. Sein Sinn war auf das Praktiſche und Brauchbare gerichtet; gewiß hatte ſich ihm ſchon damals die Einſicht aufgedrängt, die er hernach als 30jähriger Mann öffentlich, und zwar ſeltſam genug, in der Vorrede zur Critiſchen Dichtkunſt ausſprach, die Einſicht, daß die Poeſie für eine brodloſe Kunſt zu halten ſei, daß man ſie nur als ein Nebenwerk treiben und nicht mehr Zeit darauf wenden müſſe, „als man von anderen ernſthafftern Verrichtungen erübern könne“. Mit Wohlbedacht

ſchickte er ſich an, ſeinen Platz in der gelehrten Welt einzunehmen. Schon hatte er nach ſiebenjährigem Beſuch der Hochſchule 1721 unter Langhanſens Präſidium eine Abhandlung über die Leibniziſchen Monaden vertheidigt; im folgenden Jahre konnten ſeine Freunde den eben creirten Magiſter mit den herkömmlichen poetiſchen Glückwünſchen angehen; endlich am 12. Mai 1723 disputirte er abermals über eine Schrift philoſophiſchen Inhalts, die von dem Begriff der göttlichen Allgegenwart handelte (Genuinam omnipraesentiae divinae notionem distincte explicatam et observationibus illustratam defendet — J. C. G. 20 S. 4°); er ward zum „Lehrer der Weltweisheit“ erhoben und ließ ſich hierauf am 27. September reimmatriculiren. So ſchien ſein Leben in eine ebene Bahn geleitet; da ward er gewaltſam aus derſelben herausgeſchleudert. Ihm drohte die Gefahr, zum Kriegshandwerk gepreßt zu werden. Seine aufragende Goliathſtatur war das Merkziel der Werber. Dieſe erblickten ſchon in ihrer begehrlichen Phantaſie den mächtigen Mann, wie er im Waffenſchmucke unter rieſenhaften Kriegerſchaaren als der höchſte hervorſtrahlte. Aber der Königsberger Magiſter der Weltweisheit war nicht lüſtern nach ſolchen Ehren. Auf welche Art er ſich ihnen entzog, lehrt uns die noch jetzt unter den Acten der Königsberger Univerſität erhaltene „Specificatio derjenigen Studiosorum, die aus Furcht vor der großen Werbung 1724 von der hieſigen Akademie weggezogen“. Als der ſechste unter dieſen Entwichenen wird hier unſer Gottſched genannt; er „hat ſich wegen der Werbung, da Ihm Ihre Fürſtliche Durchlaucht der Prinz von Holſtein nachſtellen laſſen, wovor er aber von andern gewarnet worden, nach Leipzig begeben müſſen.“ Da dieſe koſtbare Beute den Werbern entgangen war, fahndeten ſie auf des Magiſters Bruder

Ludwig; aber auch diesem gelang es sich heimlich davon zu machen.

So hatte sich denn Gottsched vor den rücksichtslosen Uebergriffen der Militärgewalt in Sicherheit gebracht. (Die nach seinem Tode publicirte amtliche Gedächtnißschrift wagte die Ursache der Entweichung nur schonend mit den verhüllenden Worten anzudeuten: periculo aliquo territus concessit in hanc urbem.) Das Mißgeschick, das ihn aus dem preußischen Vaterlande getrieben, sollte ihm zum Heil ausschlagen. In Leipzig, das ihm die Zufluchtsstätte bot, hatte der Buchhandel seinen Hauptsitz; dort fand die Litteratur die ausgedehnteste und vielseitigste Pflege. Schon um jene Zeit verdiente die Stadt das Lob, das ein Vierteljahrhundert später Lessing ihr zollte; man konnte dort die Welt im Kleinen sehen. Dort schien denn auch Gottsched erst in den Vollbesitz seiner Kräfte zu kommen; er gelangte dort zur Erkenntniß seiner Bestimmung und gab nun seiner Thätigkeit die entschiedene Richtung, von der er nicht mehr abzuweichen vermochte.

Schnell und gewandt wußte er sich in die litterarische Atmosphäre Leipzigs einzuleben. Im Januar 1724 hatte er noch in einer kläglichen Elegie über seine gezwungene Flucht aus dem Vaterlande geseufzt — (er tröstete sich am Schluß: „Voritzo bin ich zwar aus Königsberg gezogen; doch wer aus Preußen zieht, der zieht nicht aus der Welt") — und schon im Frühling desselben Jahres ließ er in Leipzig unter dem Namen des deutschen Persius eine Satire ausgehen, die sich gegen das Unwesen der wöchentlichen poetischen Zettel richtete, welche damals die Stadt überschwemmten.

Seine klüglich abgemessenen ersten Schritte auf dem Leipziger Boden wurden vom Glück begünstigt. An Joh. Burch. Mencke, der ihn als Hauslehrer zu sich nahm, fand

er einen gewichtigen Patron. Drei Jahre hindurch konnte er sich die Bibliothek des hochangesehenen Polyhistors unbeschränkt zu Nutze machen. Hier lag ihm alles zur Hand, was seine litterarische Bildung fördern mochte; allen ausländischen Poeten, den Kunstlehrern und Kritikern alter und neuer Zeiten durfte er sich hier nähern. Von Aristoteles und Horaz bis zu Fontenelle und Furetiere entging ihm keiner. Neben den Franzosen wurden auch die Engländer beachtet, zumeist freilich nur solche, deren Bildung stark mit französischen Elementen versetzt war; auch Italiener, wie Castelvetro, schlossen sich an. Kurz, er sammelte hier das Material, das er später zum historischen Unterbau seiner kritischen Dichtkunst verwenden sollte. Als ihm die schweizerischen „Discourse der Mahler" zu Händen kamen und er in ihnen so manchem freimüthigen Urtheile über anerkannte deutsche Poeten begegnete, ward seine Begier nur noch mehr geschärft, in Sachen der Poesie auf einen gewissen Grund zu kommen und von ihrem Wesen einen „regelmäßigen Begriff" zu erlangen.

Da kam es ihm denn trefflich zu Statten, daß Leipzig eine Gesellschaft besaß, welcher die gewissenhafteste Behandlung der Fragen, über die er vornehmlich Aufschluß wünschen mußte, zur Pflicht gemacht war. Dieser litterarische Verein, der seit 1697 unter Mencke's wirksamem Schutze bestanden, hatte sich 1717 beträchtlich erweitert und den ursprünglichen bescheidenen Namen einer Görlitzischen mit dem ansehnlicheren einer deutschübenden poetischen Gesellschaft vertauscht. Schon seit dem 1. März 1724 gehörte Gottsched zu ihren Mitgliedern, und zwar erwies er sich als eines der eifrigsten. Die Verhandlungen der dichtenden und urtheilenden Genossen eröffneten ihm die Geheimnisse der damaligen Kritik; er lernte, nach welchem Maßstab Werth und Unwerth eines Gedichtes

zu bestimmen sei; der praktischen Fertigkeit, die er unter Pietschens Leitung erworben, schloß sich nun die theoretische Bildung an. Nicht lange brauchte er in der Rolle des Lernenden zu verharren. Bald war er zu Amt und Ansehen eines Führers gelangt. Indem er sich der Absicht, die deutsche Litteratur zu einem regelrecht geordneten Ganzen zu gestalten, immer entschiedener bewußt ward, wollte er sich in dieser Gesellschaft eine ergebene Bundesgenossin heranziehen, über deren Kräfte und Mittel er stets verfügen konnte. Sie erhielt daher den vielumfassenden Namen einer deutschen, der allein ihrer hohen Bestimmung noch zu entsprechen schien. Gottsched ward durch die Gesellschaft, die Gesellschaft ward durch ihn gehoben. Bereits im Jahre 1727 gab er als ihr Senior öffentlichen Bericht über den erneuerten Zustand derselben. Mit Recht durfte Mosheim später behaupten, erst durch diesen ihren Senior sei sie zu der Verfassung und zu der Ehre gebracht worden, deren sie genieße.

Seine Vielthätigkeit hatte inzwischen einen tüchtigen Schwung genommen. Energisch betheiligte er sich an der Litteratur des Tages durch die moralisch-kritische Wochenschrift „Die vernünftigen Tadlerinnen“ (1725—26), denen „Der Biedermann“ (Mai 1727 bis April 1729) auf dem Fuße folgte. Nicht umsonst hatte er die Schweizer studirt; er geht ihrem Muster nach; spricht er ihnen auch das Vermögen ab, „sich in einer reinen Hochteutschen Schreib-Art auszudrücken“, so erkennt er doch willig an, was sie zur Begründung einer gesunderen Kritik geleistet (Tadlerinnen 2, St. 14). Gleich ihnen weist er auf Opitz als auf den „Großvater und Fürsten aller unserer Poeten“; nach ihrem Beispiel gestattet er sich reimlose Verse (Biedermann 1, St. 42). Die Schweizer jedoch waren nicht geneigt, ihm einen Platz an

ihrer Seite einzuräumen; ſie durchſchauten die Schwäche ſeines kritiſchen Raiſonnements; er mußte ſich gegen ihre Angriffe ſchon zur Wehre ſetzen (Biedermann 2, St. 56). In dieſem leichten Vorſpiel ſpäterer Kämpfe, dem ſich fürs erſte noch keine tiefere Bedeutung beimeſſen ließ, wurden doch ſchon die Gegenſätze merkbar, die endlich zu feindſeliger Scheidung führen mußten.

Der Senior der deutſchen Geſellſchaft, der allezeit fertige Gelegenheitsdichter und Schriftſteller ſuchte ſich aber auch zugleich im akademiſchen Lehramte hervorzuthun. Am 18. November 1724 hatte ſeine Habilitation ſtattgefunden; die zum Behufe derſelben verfaßte Abhandlung über den Urſprung des Böſen (Hamartigenia) zeigte ihn als echten Leibnizianer. Seitdem hatte er mit allen Mitteln geſtrebt, an der Univerſität Fuß zu faſſen. Es entſprach ſeinem praktiſchen Sinne, ſich durch Lehrbücher größeren und geringeren Umfangs in den verſchiedenen Disciplinen feſtzuſetzen. Aus dem „Grundriß zu einer vernunftmäßigen Redekunſt“ (1728) ging die „Ausführliche Redekunſt“ hervor, die es 1759 bis zur fünften Auflage gebracht hatte. Einen entſcheidenden Wurf that er mit dem „Verſuch einer Critiſchen Dichtkunſt vor die Deutſchen“ (Leipzig 1730; die Widmung iſt vom 6. October 1729 datirt). Zu einem ſolchen Werke war er von Maſcou ſchon im Jahre 1727 ermuntert worden; als er dann 1728 einigen Freunden auf deren Wunſch ein poetiſches Collegium las, ſuchte er alles, was er jemals über Dichtkunſt gedacht, geleſen und geſammelt, in eine ſyſtematiſche Verbindung zu bringen: ſo entſtand dieſer Verſuch, von dem er wahrheitsgemäß rühmen konnte, „er habe ihn nicht aus ſeinem Gehirne angeſponnen“. Was er hier mit vernünftiger Wahl vorlegte, hatte der umſichtige Mann der von ihm durchmuſterten theoretiſch-kritiſchen Litteratur und nicht zum ge-

ringſten Theile den Poetikern entlehnt, die ſeit dem Haupt- und Grundwerke J. C. Scaliger's in allen Litteraturen Europa's ſchaarenweis einander gefolgt waren. Die erſte Hälfte des Buches enthielt die ins Allgemeine gehenden Betrachtungen; der Lehrmeiſter handelte hier nach den hergebrachten Begriffen von dem Charakter und dem guten Geſchmack eines Poeten, von der Nachahmung, dem Wunderbaren und der Wahrſcheinlichkeit, von verblümten Redensarten, von poetiſchen Perioden, von den Figuren und vom Wohlklange. Im zweiten Theil ward das herkömmliche, poetiſche Fachwerk errichtet; die einzelnen Gattungen und Formen wurden gehörigen Ortes untergebracht; es fehlte nicht an hiſtoriſchen Notizen und Nachweiſungen; am Schluß eines jeden Capitels ward die Lehre durch umfangreiche Beiſpiele anſchaulich gemacht. Die Anleitung zu „Tragödien oder Trauerſpielen" hatte Gottſched mit beſonders liebevollem Fleiß ausgearbeitet; dieſe „Art großer Gedichte" empfahl er nachdrücklich. Mit Acht und Bann aber wurden „Opern oder Singſpiele" belegt, weil der Grundſatz von der Nachahmung der Natur auf ſie keine Anwendung finden kann. Und auf dieſen Grundſatz hatte Gottſched ſeine ganze Lehre gebaut. Schon das Titelblatt ſeiner Dichtkunſt enthielt das Verſprechen, er wolle zeigen, „daß das innere Weſen der Poeſie in einer Nachahmung der Natur beſtehe". Natürlich mußten die Griechen und Römer von ihm als Meiſter und Muſter anerkannt werden. Da er ſich aber in einem gar zu weiten Abſtande von ihnen fühlte, hielt er ſich an die bequemeren und näher liegenden Muſter der Franzoſen, die er als Vertreter der Alten gelten läßt. In den Anmerkungen zu der von ihm überſetzten Epistola ad Pisones, welche ſeiner Dichtkunſt zur Einleitung dient, ſpricht er unbewunden aus, wie er ſich das Verhältniß der Franzoſen zu ſeinen

Landsleuten denkt. Wenn der Römer auf der Griechen Schriften hinweiſt, denen man Tag und Nacht ſich widmen müſſe, ſo bemerkt dazu der Deutſche: „Was bey den Römern die Griechen waren, das ſind vor uns itzo die Franzoſen. Dieſe haben uns in allen großen Gattungen der Poeſie die ſchönſten Muſter gegeben, und ſehr viel Discurſe, Cenſuren, Critiken und andere Anleitungen mehr geſchrieben, daraus wir uns manche Regel nehmen können. Ich ſchäme mich nicht, unſern Nachbarn in dieſen Stücken den Vorzug zu geben, ob ich gleich meine Landsleute in anderen Stücken ihnen vorziehe. Aber", fügt er bedächtig hinzu, „die alten Griechen und Römer ſind uns deswegen nicht verboten, denn ohne ſie hätte uns Opitz nimmermehr eine ſo gute Bahn zu brechen vermocht. Aus Leſung der Alten iſt er ein Poet geworden, und wer ihm nicht folget, wird es nimmermehr werden." — In den drei ſpäteren Ausgaben der Dichtkunſt (1737, 42, 51), die ſonſt ſo vielfach von der erſten wie untereinander, aber allerdings nur in Einzelheiten, abweichen, ſind dieſe Sätze unverändert beibehalten. Die fortſchreitende Entfaltung des deutſchen Geiſtes, das Werden einer neuen Litteratur konnte ihn nicht zu erneuter Prüfung ſeiner Grundſätze beſtimmen. Was er 1729 gedacht und geſchrieben, das dachte und ſchrieb er 1751 und bis zum Schluſſe ſeines Lebens. Dieſe in Steifheit ausartende Beharrlichkeit gereichte ihm ſelbſt zum Verderben; es iſt aber die Frage, ob er bei größerer Beweglichkeit des Geiſtes noch eben ſo tauglich geblieben wäre, ſein einſeitiges Reformationswerk erfolgreich zu betreiben. Er ward, in gewiſſem Sinne, das Opfer des Berufs, der ihm von der geſchichtlichen Nothwendigkeit auferlegt war.

Kein Zweifel, daß er mit ſeiner Dichtkunſt den Zeitgenoſſen gab, was ſie damals verlangten und bedurften. Er

begründete auf dem Gebiete der Poeſie die Herrſchaft der vernunftgemäßen Regel, welche ſich auf die Autorität der anerkannten Muſter ſtützte. Für uns aber bleibt dies Buch ein Denkmal von hiſtoriſcher Bedeutung. Es ſchließt die Reihe der Poetiken ab, in welchen ſeit den Tagen der Renaiſſance die altüberlieferte Kunſtlehre dogmatiſch vorgetragen worden. Etwas mehr als ein Jahrhundert liegt zwiſchen Opitzen's Büchlein von der deutſchen Poeterei und Gottſched's kritiſcher Dichtkunſt. Unter allen derartigen Lehrbüchern in deutſcher Sprache iſt dies das letzte, welches in das Leben der Litteratur unmittelbar beſtimmend eingegriffen.

Der erhoffte Lohn für dieſe Leiſtung blieb ihm nicht vorenthalten. Am 4. December 1729 empfing er durch Bünau Kunde von ſeiner (am 30. November erfolgten) Beförderung zur außerordentlichen Profeſſur der Poeſie. Somit war ſeine Stellung an der Univerſität geſichert. Aber leider warf ihm das Lehramt der Dichtkunſt keine Beſoldung ab. Aus eigener ſchmerzlicher Erfahrung ſchrieb er ſpäter an Bodmer, der gewünſcht hatte, ihn der Poeſie erhalten zu ſehen: „ein Poet und weiter nichts zu ſeyn nährt bey uns ſeinen Mann nicht.“ Demgemäß griff er wieder ernſtlicher zur Weltweisheit; er bereitete ein Lehrbuch vor, „in dem alle philoſophiſchen Wiſſenſchaften, in ihrer natürlichen Verknüpfung, in zween Theilen abgehandelt wurden“. Er gedachte ſich damit am Hofe in Gunſt zu ſetzen, „wo man auf ſolche Proben ſieht“; und er verfehlte ſeines Zweckes nicht: am 3. Juni 1734 konnte er mit Selbſtzufriedenheit an Bodmer berichten, nicht vergeblich habe er ſein philoſophiſches Buch herausgegeben, da es bei Hofe ſeine Wirkung gethan. Nachdem er nämlich am 8. Mai 1733 eine Supplik um Gehalt eingereicht und die Facultät den verlangten Bericht über ihn erſtattet hatte, war er im December von den ſächſiſchen Herzögen Chriſtian

und Heinrich zum ordentlichen Professor der Logik und Metaphysik ernannt und am 15. Januar 1734 als solcher von dem Könige bestätigt worden. Doch ließ er den Titel eines Professor Poeseos nicht fahren, da ihm, seinen eigenen Worten nach, die freien Künste allezeit sehr nahe am Herzen lagen. Von jetzt an glänzte er weithin als eine der bekanntesten Leuchten der Universität. Fünfmal hat ihn (zwischen 1738 und 1756) der akademische Purpur geschmückt, so daß der Ehrentitel Magnificenz fast wie eine ständige Benennung an ihm haften blieb. Im Dienste der Hochschule, die er bei feierlichen Anlässen mit etwas gespreizter Würde vertrat, schrieb er eine sehr beträchtliche Anzahl von Programmen, für welche er den Stoff nicht selten der Geschichte der älteren vaterländischen Litteratur entnahm. Wie als Schriftsteller, so auch als akademisches Schulhaupt zeigte er neben allseitiger Rührigkeit viel praktisches Geschick, und bewährte die Gabe einer schnellen, wenn auch nicht tiefen Auffassung.

Nachdem er zu der ersehnten Würde der ordentlichen Professur emporgestiegen war, schloß er am 19. April 1735 die gleichfalls ersehnte Verbindung mit Luise Adelgunde Victorie Kulmus (11. April 1713 bis 26. Juni 1762). In ihrer Vaterstadt Danzig hatte er 1729 diese „so geschickte Person", die Tochter eines angesehenen Arztes, kennen gelernt und seitdem einen „unschuldig zärtlichen Briefwechsel" mit ihr unterhalten. Zur Ausbildung ihrer bedeutenden Anlagen, die sie auf das Feld litterarischer Thätigkeit hinwiesen, war er ihr nach Kräften behülflich; ihre ersten Arbeiten hatte er an's Licht gestellt; sie sah dankbar auf ihn als ihren Lehrer und Führer; ja sie ward im eigentlichen Sinne seine Schülerin. Wenn der Professor seine Vorlesungen über alle Theile der Weltweisheit, über die Redekunst und Dichtkunst hielt, oder die Redeübungen seiner reiferen Lehr-

linge leitete, ſo ſaß die Ehegattin, begierig horchend, an der Thür ihres dem Hörſaal benachbarten Zimmers und eignete ſich alles an, was von den Lippen des Meiſters und der Schüler floß. Denke man ſich als Gegenbild Meta Klopſtock, wie ſie, etwa 20 Jahre ſpäter, ehrfurchtsvoll auf das in heiliger Begeiſterung erglänzende Antlitz ihres am Meſſias arbeitenden Gemahles blickt! Wir gewahren hier gleichſam die beiden äußerſten Endpunkte, zwiſchen denen ſich damals das Leben der geiſtig angeregten Frauenwelt Deutſchlands bewegte.

Gottſched erkannte, was er an ſeiner Kulmus beſaß. Da ſie auf Mutterglück verzichten mußte, ſo ſtellte ſie ſich dem Gatten mit ihrem Fleiß und ihren mannigfachen Gaben ſelbſtlos zur Verfügung. Sie übertraf ihn an Feinheit des Geiſtes; ihr inneres Leben war reicher und vielſeitiger entwickelt als er ſelbſt vielleicht geahnt hat; in ihren Schriften wußte ſie ſogar mit einiger Gewandtheit ſich des Witzes und der ſcherzhaften Einkleidungen zu bedienen, während er ſich jedesmal auf das plumpſte geberdete, ſobald ihm der unſelige Gedanke kam, ſich auf Scherz und Witz zu verlegen. Sie ließ ihn unter ihren Vorzügen nicht leiden; ja vielleicht hegte ſie kaum ein ganz deutliches Bewußtſein derſelben. Obgleich er oft wohl daran gethan hätte, ſich ihrer Führung zu überlaſſen, ſo war ſie doch zufrieden, als beſcheidene Gehülfin an ſeiner Seite unter dem Schatten ſeines Ruhmes zu weilen. Seine Beſchäftigungen wie ſeine Zwecke wurden die ihrigen; es genügte ihrem Ehrgeiz, an Vielthätigkeit mit ihm zu wetteifern. Nach ſeiner Vorſchrift und aus eigener Neigung überſetzte ſie franzöſiſche und engliſche Werke, die bald der Poeſie, bald den ſchönen oder ſtrengen Wiſſenſchaften angehörten. Sie arbeitete am Spectator, am Guardian, an Bayle's Dictionnaire; ſie half ihrem Manne bei ſeiner deutſchen Sprachkunſt (1748) und bei ſeinem Handlexicon der ſchönen

Wiſſenſchaften (1760); ſie übertrug die große Geſchichte der Pariſer Akademie, Pope's Lockenraub wie Addiſon's Cato und die Cenie der Frau v. Graffigny; ſie war, gleich ihrem Gemahl, unter dem Schutze des Grafen v. Manteuffel für Geiſtesfreiheit und religiöſe Aufklärung thätig; ſie lieferte zahlreiche Ueberſetzungen und Originalſtücke für die von ihrem Manne gereinigte Bühne; ja, ſie hatte eine „Geſchichte der lyriſchen Dichtkunſt von Otfried's Zeiten an" fertig ausgearbeitet, die ſie in einem Anfalle ſchmerzlichen Mißmuthes dem Feuer überantwortete. In ihren letzten Jahren litt ſie peinlich unter dem Jammer des Krieges und gewiß nicht minder unter dem kläglichen Mißgeſchick, das ihren Mann betroffen, ein Mißgeſchick, dem auch ſie nicht ausweichen konnte und von dem ſie in ihrer zarteren Natur ſchmerzlicher als er ſelbſt verwundet ward. Damals, da Trauer und Kummer auf ihr laſteten und ſie „unzählige Thränen ſonder Zeugen" weinte, damals geſchah es auch, daß ſie ihm, wie er ſelbſt bekennen muß, „etwas von ihrer alten Liebe und Vertraulichkeit entzog". Einem ſo edlen Leben möchte man ein tröſtlicheres Ende gewünſcht haben. Gottſched's geſchickte Freundin wartet noch auf das Denkmal, das ihr gebührt. Für jetzt mag man wenigſtens die Umriſſe ihres Weſens aus den Briefen entnehmen, die Frau v. Runckel in drei Bänden (Dresden 1771—72) geſammelt hat.

In dem Jahrzehnt von 1730—40 erſcheint Gottſched auf dem Gipfel ſeines Thuns und Wirkens. Hervorleuchtend unter ſeinen damaligen Arbeiten zeigen ſich die „Beyträge zur Critiſchen Hiſtorie der deutſchen Sprache, Poeſie und Beredſamkeit" (Leipzig 1732—44, acht Bände in 32 Stücken). Aus der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts beſitzen wir keine Zeitſchrift, die ſich in Bezug auf lehrreichen Gehalt, auf zweckmäßige Wahl der Stoffe mit dieſer meſſen könnte.

Sie gibt wirklich Antrieb und Anleitung zum ernſten Studium der deutſchen Litteratur. Wenn irgendwo, ſo hat Gottſched hier ſeine Umſicht, ſeinen auf das wahrhaft Förderliche gerichteten Fleiß bewährt. Nie verliert er hier die Bedürfniſſe der Zeit aus den Augen; die Fragen, die ſich als die wichtigſten damals dem Kritiker und Theoretiker aufzudrängen ſchienen, werden erörtert; das Neue, das er in ſeine Geiſteswelt nicht aufnehmen kann, wie z. B. den Bodmer'ſchen Milton, beurtheilt er, wenn auch nach beſchränkten Anſichten, ſo doch mit billiger Unbefangenheit. Mit unverkennbarer Vorliebe jedoch wendet er ſich, von vaterländiſcher Geſinnung angeregt, rückwärts in die älteren Zeiten unſerer Litteratur. Seltene oder ſeltſam auffällige Werke, von denen gewiſſe Perioden der Sprache und Litteratur ein überraſchendes Licht empfangen, werden hervorgezogen und nach ihrem Inhalt gründlich beurtheilt; das Andenken der älteren und älteſten Bemühungen um deutſche Grammatik wird erneuert; den früheren Ueberſetzungen der Bibel und der klaſſiſchen Autoren wird eingehende Aufmerkſamkeit geſchenkt; Luther's ſprachſchöpferiſche Thätigkeit findet überall gerechte Würdigung. Dem Herausgeber gewährt es ein beſonderes Behagen, köſtliche Schriften, die zu allen Zeiten die Kraft beſitzen, an das Gute und Echte zu mahnen, wie Luther's Sendbrief vom Dolmetſchen oder Leibniz' Unvorgreifliche Gedanken, ſeinen Leſern vollſtändig mitzutheilen. Dieſe Zeitſchrift gehört ganz der fortſchreitenden Litteratur an. Noch iſt Gottſched frei genug, vor dem Neuen nicht zurückzuſchrecken, weil es neu iſt. Wie er ſeine Dichtkunſt mit ganz wohl gelungenen Proben des Hexameters ſchmückte, ſo gab er in den Beyträgen (2, 160) reimloſe Ueberſetzungen anakreontiſcher Oden, und äußerte gelegentlich (1, 99) den Wunſch, in den theatraliſchen Gedichten das „verdrüßliche Reimen" abgeſchafft zu ſehen.

Als Gottſched die „Beyträge“ begann, hatte er ſchon ſeit einigen Jahren auf das Theater ſein Augenmerk gerichtet. Dies geſchah keineswegs aus innerem Drange. Er war ohne Kenntniß der Bühne aufgewachſen; ja, die theatraliſche Poeſie blieb ihm lange gleichgültig. Erſt in Leipzig konnte er etwas tiefer in die dramatiſche Litteratur eindringen; und dort, wo zur Meßzeit die privilegirten dresdniſchen Hofkomödianten ſpielten, fand er denn auch Gelegenheit, ſich von der Entartung der deutſchen Bühne zu überzeugen. Was ihm hier vor Augen kam, mußte ihn ſchmerzen und empören; zugleich aber reifte der Entſchluß, hier verbeſſernd einzugreifen. Das Princip einer aus den Vernunftgeſetzen abgeleiteten formalen Zucht, nach dem er die geſammte Litteratur regeln wollte, es mußte vor Allem in der dramatiſchen Dichtung, die von den Brettern herab am ſicherſten und eindringlichſten auf die Geiſter wirkt, zur unbedingten Herrſchaft erhoben werden. Die Erkenntniß dieſer Nothwendigkeit trieb ihn, das Werk der Reinigung kräftig anzufaſſen und „die deutſche Schaubühne auf den Fuß der alten Griechiſchen und neuen Franzöſiſchen zu ſetzen“. Dies Unternehmen reihte ſich naturgemäß ſeinen übrigen Beſtrebungen an, die auf gleichartige Regelung der Litteratur abzielten, und gab ihnen erſt die krönende Vollendung. Ein Blick auf die früheren Zuſtände des Theaters genügt, um Gottſched's Verfahren gegen den Vorwurf der Einſeitigkeit, der kurzſichtigen Strenge zu rechtfertigen. Wer den hier angehäuften Wuſt und Unrath beſeitigen wollte, der mußte mit eiſernem Beſen kehren. Es wäre eine übel angebrachte Toleranz geweſen, auf der „klugen und wohleingerichteten Schaubühne“, die Gottſched herſtellen wollte und mußte, einen Harlekin und Skaramuz länger zu dulden; ihre in der Folgezeit bald beklagte, bald beſpöttelte Verbannung bezeich-

nete einen nothwendigen Sieg desjenigen Princips, in deſſen unerbittlich ſtrenger Durchführung er damals mit Recht allein das Heil erblickte. Sollte nun aber die geſäuberte Bühne die ſchickliche Einrichtung erhalten, ſo bot ihm die Verfaſſung des franzöſiſchen Theaters das einzige für ſeine Zwecke paſſende Muſter. Wenn er auf gewiſſenhafte Nachahmung dieſes Muſters drang, ſo war es nicht ſein Wille, daß die Deutſchen, mit Verleugnung ihres vaterländiſchen Sinnes, ſich für immer unter die Botmäßigkeit der Franzoſen begeben ſollten. Niemand war eiferſüchtiger als er auf die Selbſtändigkeit und Ehre des „deutſchen Witzes"; den Hohnreden der Ausländer ſetzte er, wie Klopſtock, ein geſteigertes patriotiſches Selbſtbewußtſein entgegen. Er empfahl den Deutſchen die Schule der Franzoſen, weil ſie hier lernen konnten, was ihnen noth that. Hatten ſie dieſe Schule fleißig durchgemacht, ſo mußen ſie, wie er erwartete, glorreich offenbaren, was der regelrecht dichtende Geiſt der Deutſchen zu ſchaffen vermöge. Und hat ſich das, was er zu erhoffen wagte, im Verlaufe der Entwicklungen nicht wirklich vollzogen? Freilich vollzog es ſich in einer Weiſe, wie er es nicht erhoffen konnte. Auch hier gilt das tiefſinnige Dichterwort, daß die Wünſche uns ſelbſt das Gewünſchte verhüllen und daß die Gaben von oben herab in ihren eigenen Geſtalten kommen. Auf dem von Gottſched geſäuberten Boden, und nur auf dieſem, konnte Leſſing ſein poſitives Reformationswerk beginnen und dem inzwiſchen erſtarkten deutſchen Geiſte die Selbſtändigkeit zurückerobern.

Um die regelmäßige Form des Dramas auf der Bühne wie in der Litteratur einzubürgern, bedurfte Gottſched der doppelten Unterſtützung von Seiten der Schauſpieler wie der Schriftſteller. Bei jenen fand er ſie ſchon gegen Ende der zwanziger Jahre. Der Theaterprincipal Johann Neuber

und ſeine Frau, die ſich das Privilegium der Dresdner Hofkomödianten verſchafft hatten, erwieſen ſich den Lehren und Mahnungen Gottſched's zugänglich. Sie wurden die Mittelsperſonen, durch welche er auf die vor dem Schauplatz verſammelte Menge wirkte. Als Sendboten, die er mit ſeinem Geiſte belehnt und ausgerüſtet, zogen ſie durch die Städte Deutſchlands und entledigten ſich der ſchwierigen Aufgabe, den gereinigten theatraliſchen Geſchmack durch ihre Leiſtungen den Hohen und Niederen zu empfehlen. Den Schriftſtellern aber, die den erforderlichen Vorrath regelrechter Dramen beſchaffen ſollten, ging Gottſched ſelbſt mit ſeinem weithin wirkenden Beiſpiele voran. Nachdem man ſich einige Zeit mit älteren, neu aufgeſtutzten Ueberſetzungen franzöſiſcher Tragödien begnügt hatte, verfertigte er 1730 ſeinen „Sterbenden Cato", der im folgenden Jahre auf der Bühne, 1732 im Drucke erſchien, und bis zum J. 1757 in zehn Auflagen über ganz Deutſchland verbreitet ward. Aus der engliſchen Tragödie des Addiſon (1713), die, in würdevoller Declamation einherſchreitend, jedes wahrhaft dramatiſchen Nervs entbehrt, und dem unbedeutenden Stücke des Franzoſen Deschamps (1715) war der deutſche Cato peinvoll zuſammengeſchweißt. Der Vorzug ſteifſter Regelmäßigkeit ließ ſich ihm nicht ſtreitig machen. Das Muſter war gegeben, nach welchem Gottſched ſelbſt noch einige Trauerſpiele, wie die pariſiſche Bluthochzeit und den Agis ausarbeitete, und welches er den Schülern und Satelliten, die er zur Nacheifernng anſpornte, getroſt vorhalten konnte. Man zögerte denn auch nicht, das bisher verödete Fach der dramatiſchen Litteratur zu Ehren des Vaterlandes auszufüllen. Die franzöſirte Tragödie ſtand bald in unerwarteter Blüthe; auch die Pflege des Luſtſpiels ward nicht verabſäumt; unter Moliere's und Holberg's Aegide konnte es ſich etwas freier und friſcher entfalten. Den Er-

trag der gemeinſamen Bemühungen ſammelte Gottſched in der ſechsbändigen „Deutſchen Schaubühne, nach den Regeln der alten Griechen und Römer eingerichtet" (Leipzig 1741—45, zweite Ausgabe 1746—50). Die erſten drei Bände waren meiſt mit Ueberſetzungen gefüllt; die letzten drei enthielten nur ſolche Arbeiten, die deutſchen Köpfen ihren Urſprung verdankten. Hier zeigte ſich auch J. El. Schlegel mit ſeinem Hermann, dem geſchäftigen Müßiggänger und der Dido. Man wird es dem Reiniger der deutſchen Bühne nicht verdenken, wenn er mit unverhohlenem Stolze auf die Fülle dieſer dramatiſchen Production hinwies, die er ſelbſt hervorgelockt hatte.

Als Gottſched ſich ſeinem 40. Jahre näherte, fand er ſich im Beſitze einer dictatoriſchen Gewalt, wie ſie ſeitdem kein deutſches Schulhaupt wieder ausgeübt hat. In der literariſchen wie theatraliſchen Welt ſchien ſein Anſehen unerſchütterlich befeſtigt.

Er konnte nicht ahnen, wie bald „hinter den großen Höhen der tiefe, der donnernde Fall folgen ſollte". Schon ließen ſich einige üble Vorzeichen erſpähen. Im Sommer 1738 hatte er nach einem Zerwürfniſſe mit der deutſchen Geſellſchaft das Seniorat derſelben, halb freiwillig, halb gezwungen, niedergelegt. Im Beginne der vierziger Jahre ward die Neuberin abtrünnig und lohnte ihm mit ſchnödem Undanke. Entſcheidend aber war das ſelbſtändige Hervortreten der Schweizer, mit denen während der dreißiger Jahre ein ganz leidliches Verhältniß ſich hergeſtellt hatte; Gottſched's letzter Brief an Bodmer iſt am 30. October 1739 geſchrieben. Im folgenden Jahre war jede Verbindung gelöſt und der unverſöhnbare Gegenſatz zwiſchen Schweizern und Leipzigern ausgeſprochen. In einer Reihe wohlvorbereiteter Werke, in deren Mitte Breitinger's „Critiſche Dichtkunſt" drohte,

hatten die beiden Schweizer ſich nicht nur unabhängig neben den Alleinherrſcher Gottſched geſtellt; ſie hatten es gewagt, ſich ſeinen Principien und ſeinen Beſtrebungen zu widerſetzen, indem ſie über dieſelben hinausgingen. Gottſched konnte, nach der Beſchaffenheit ſeines Geiſtes, nicht einſehen, daß der Zeitraum, der für ſein heilſames Wirken abgeſteckt war, ſchon hinter ihm lag. Was vor 15 Jahren der Litteratur gefrommt hatte, das mußte ihr, ſeinem unbeweglichen Princip zufolge, auch noch jetzt und in alle Zukunft frommen. Weil die Schweizer, ohne ſich lediglich dem Anſehen überlieferter Autoritäten zu unterwerfen, nach einer tieferen Begründung der Regel ſuchten und das innere Weſen des Schönen zu ergründen trachteten, ſo argwöhnte Gottſched, ſie wollten alle Autorität und Regel vernichten; weil ſie, auf Milton geſtützt, der Einbildungskraft zum gebührenden Rechte verhelfen wollten, ſo fühlte ſich Gottſched verpflichtet, in ihnen die gefährlichſten Feinde einer vernünftigen Poeſie zu verfolgen. Mit erbarmungsloſer Leidenſchaft, mit Anwendung der verwerflichſten Waffen ward auf beiden Seiten gekämpft. Gottſched aber ward immer entſchiedener zur Rolle des ſtarrſinnigen Pedanten verurtheilt, der nichts ahnt von der freien und dennoch geſetzmäßigen Bewegung des in der Wiſſenſchaft und Kunſt waltenden Geiſtes, und der die Litteratur in längſt durchlaufene Bahnen zurückdrängen will. Die nachwachſende Generation überlud ihn mit Spott und Verachtung; die Aelteren wagten nicht mehr bei ihm auszuhalten; die ehemaligen Schüler verleugneten ihn. Selbſt nach dem Tode des Geſchmähten durfte ein Käſtner nur mit ſchüchterner Vorſicht an deſſen Verdienſte mahnen.

In Gottſched's ſpäterem Leben laſſen ſich drei Epochen eines immer ſchnelleren Verfalls unterſcheiden. 1740 bricht der Krieg mit den Schweizern los, in welchem der Sieg für's

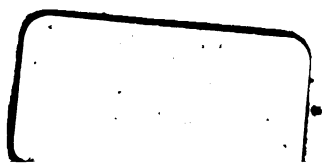
erſte unentſchieden bleibt; 1748 erſcheinen die erſten drei Geſänge des Meſſias und in den nächſten Jahren die erſten Proben der Leſſing'ſchen Kritik; 1759 aber führt Leſſing in den Litteraturbriefen die letzten entſcheidenden und unbarmherzigſten Streiche.

Auch in dieſer lang ſich hinziehenden Periode des Verfalls läßt Gottſched ſeine Thätigkeit, die ſelbſt im Auslande Beachtung findet, keinen Augenblick erlahmen. Er leitet zwei große Zeitſchriften, den „Neuen Bücherſaal der ſchönen Wiſſenſchaften" (1745—50, 10 Bände) und das „Neueſte aus der anmuthigen Gelehrſamkeit" (1751—62, 12 Bände); ſie ſtehen freilich an Werth hinter den „Beyträgen" weit zurück; ihre Bedeutung für das Geſammtleben der Litteratur wird mit jedem Jahre geringer; aber als litterariſches Haus- und Schularchiv Gottſched's gewähren ſie noch immer mancherlei ergötzliche Belehrung. Er ſchreibt eine „Deutſche Sprachkunſt", die zwiſchen 1748 und 1762 fünf Auflagen erlebt; ſeine Arbeit am „Reinecke Fuchs" (1752), aus der Goethe ſpäterhin ſeinen Nutzen zog, übertrifft alles, was damals außerhalb der Schweiz für die Wiederauffriſchung der älteren Denkmäler unſerer Litteratur geleiſtet ward; und endlich lieferte er in dem „Nöthigen Vorrath zur Geſchichte der deutſchen dramatiſchen Dichtkunſt" (1757 und 1765) ein mit gewiſſenhaftem Ernſt ausgeführtes Werk des redlichſten Fleißes. Ein Jahrhundert hindurch hat dies Buch dem deutſchen Litterator als unentbehrliches Hilfsmittel gedient, dies Buch, deſſen Werth von Leſſing ſo grauſam mißkannt ward.

Was Gottſched auch begann, er konnte der Lächerlichkeit nicht mehr entrinnen, ſeitdem er Klopſtock verhöhnt und Schönaich gekrönt hatte. Für jeden anderen Schriftſteller war es ein Ehrentitel, wenn Friedrich der Große ihn ſeiner Unterhaltung würdigte; für Gottſched ſchlug dieſe Ehre in

ihr Gegentheil um, und ein Lachen ging durch das litterariſche Deutſchland, als am 16. October 1757 der große König den großen Duns allen Ernſtes als cygne saxon angeſungen hatte. Auch ſein häusliches Leben war dem herbſten Spotte ausgeſetzt. Als ſeine Kulmus ihm geraubt worden, ſang er ihr, ſeiner Eurydice, als ein zweiter Orpheus, nach: „Du haſt mein ganzes Herz beſeſſen; hinfort beſitzt es keine mehr!“ — und doch nahm er am 1. Auguſt 1765 eine zweite Frau, Erneſtine Suſanne Katharine Neuneß, „eine Jgfr. Obriſtleutnantin“, wie Goethe, der Student, höhnend ſchreibt. Nicht viel länger als ein Jahr ſollte er ſich dieſer ehelichen Gemeinſchaft erfreuen; von der Waſſerſucht ergriffen, ſtarb er ſanft am 12. December 1766. Etwa ſieben Monate vorher war der „Laokoon“ erſchienen; vier Monate hernach begann die Dramaturgie. Längſt war die fortſtrebende Zeit über ihn hinweggeſchritten. Das Geſetz geſchichtlicher Entwickelung hatte ſich an ihm unerbittlich vollzogen. Gerade diejenigen, denen die Früchte ſeines Thuns am unmittelbarſten zugute kamen, mußten am verächtlichſten auf ihn zurückblicken. Wir aber wiſſen jetzt, daß ſein Thun ein hiſtoriſch bedingtes, ein nothwendiges war: unſerer werdenden großen Litteratur hat er freie, reine Bahn geſchafft.

Litteratur:

Die Vorreden zu Gottſched's bedeutenderen Schriften. — Sein Leben der Gottſchedinn, Leipzig 1763. — Ungedruckte Briefe Gottſched's an Bodmer. — Mittheilungen aus den Acten der Königsberger und Leipziger Univerſität, durch die Güte der Herren Profeſſoren Friedländer, Braune und Zarncke.

Pierer'ſche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.